

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württembergische
Bibliothek
STUTTGART

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1952

3. Jahrgang

Viertes Heft – Juli / August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Löwe am Turm der Tübinger Stiftskirche (1932/33) von Prof. Fritz von Grävenitz, der am 17. Mai seinen 60. Geburtstag feierte. Tiefe Einblicke in das Schaffen des Künstlers gibt sein Buch „Bildhauerei in Sonne und Wind“, 3. Aufl. 1950.

INHALT

Faust in Wißgoldingen

Von Peter Labnstein 157

Matern Feuerbach, der Bauernführer wider Willen

Von Hermann Werner 160

August Seyffer, der Landschaftsradierer des Stuttgarter Klassizismus

Von H. Th. Musper 163

Backnang, die schwäbische Heimat der Gerber

Von Fridolin Rimmele 170

Eingewanderte Pflanzen verändern das Bild der Heimat

Von Wilhelm Kreh 175

Torturm von Gemmrigheim 180

Ein „Einhorn-Fund“ bei Niederhofen

Von Otto Linck 181

Hermann Hesse. Zum 75. Geburtstag des Dichters

Von Otto Heuschele 185

Neue Bauordnung des Fürstenthums Württemberg 1568

Von Hans Gerber 189

Landschaftspflege entlang den Württ. Eisenbahnen

Von Hans Schwenkel 190

„Stuttgart hat sein Gesicht verloren“ ... 191

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde 192

Zum Gedächtnis an Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg in Eybach 193

Buchbesprechungen 194

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 196

Faust in Wißgoldingen

Von Peter Zahnstein

Es war im Spätjahr, als ich die Stätte zum erstenmal betrat. Wißgoldingen ist ein Dorf am Fuß des Stuifen, an der Straße, die von Schwäbisch Gmünd zum Rechberg hinaufführt und hinunter über Donzdorf ins Filstal. Wir bogen von der Dorfstraße ab und liefen auf einem schmalen Wiesenweg einer Hecke entlang auf dem Kamm eines Hügels, der wie eine Halbinsel vorgeschoben ist und dann sanft nach drei Seiten ins Ottenbacher Täle absinkt. Da lag das „Käppele“ vor uns: ein stattlicher Bau, ein Feldkirchlein mehr als eine Kapelle, mit einem hohen Dach, das vor Alter einem übergeworfenen Mantel ähnelt; daneben ragte eine riesige Linde auf, in deren mächtiger, fast kahler Krone die Elstern- oder Rabennester sichtbar waren, eine weitere alte Linde und eine starke Eiche je einige Schritte abseits; unter dem Gotteshaus ein niederes, ärmliches Bauernanwesen. Das graue, schnell segelnde Gewölk war aufgerissen, und grelles, messinggelbes Licht schoß in Bündeln herab. Über die niedersinkenden Wiesengründe mit braunen Ackerstreifen und dunklen Waldkulissen schweift der Blick hinüber zum Hohenstaufen und den Asrücken entlang zum Rechberg. Der zeigt sich aus diesem Blickwinkel von seiner herbsten, unlieblichsten Seite; schroff ragt die Burg ruine auf, fast kahl erscheint der Gipfel mit dem Kirchweg, den die Bauern von Hinterweiler und Vorderweiler ausgetreten haben bis auf den nackten Kalk. Dieser Punkt an der Kuppe des Hügels wäre schön und anziehend, wenn nichts da wäre als ein grasiger Hang mit ein paar Apfelbäumen. So aber, mit dem ländlichen Heiligtum und der Baumgruppe, aus der neben der Kapellentür die ungeheure, weit ausladende Linde aufragt über einem von rohen Bruchsteinen gestützten Halbrund, ist der Platz voll Bedeutung und schlägt den Wanderer in seinen Bann. Beim ersten Besuch durchzuckte es mich:

„Ja! sie sind's, die dunklen Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich soll sie wiederfinden,
Nach so langer Wanderschaft!“

Faust, zweiter Teil, 5. Akt „Offene Gegend“; jene Stelle, wo der alte Goethe ein Stück der ländlichen Sage von Philemon und Baucis in das vielfarbige Gobelin seines Faust eingewoben hat.

Der Ort ist ein Heiligtum im vollen, ja im doppelten Sinne, heidnisch und christlich zugleich. Er übt seinen Zauber zu jeder Zeit aus, an einem düsteren Herbsttag und in der Sommersonne, wo man mit frohem Staunen gewahr wird, daß das vielhundertjährige Baumwesen noch kerngesund ist, daß jeder Ast bis ins letzte Zweiglein hinein frischen grünen Blätter schmuck trägt. – Die Bauern von Wißgoldingen, wenn sie aus dem Kirchlein treten, in dem wöchentlich eine Messe gelesen wird, bleiben hernach noch ein Vater unser lang vor dem breiten Lindenstamm stehen, in den ein schmuckloses Bild eingelassen ist.

„Laßt uns zur Kapelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schaun.
Laßt uns läuten, knien, beten!
Und dem alten Gott vertraun.“

Wir wollen im Faust ein Stück weiterlesen. Faust, „im höchsten Alter, wandelnd, nachdenkend“ fährt auf, als er den Glockenton von jenem Kirchlein vernimmt. Es ist der Deichbauer, der Landgewinner, der Herrscher, dem das alte Paar allen Verlockungen zum Trotz die Abtretung ihres hochgelegenen Sitzes versagt hat.

„Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.“

Er klagt es dem Mephisto, der mit den drei gewaltigen Gesellen auftritt.

„Die Älten droben sollten weichen,
Die Linden wünscht ich mir zum Sitz,
Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.“

Der Teufel, dem „das verfluchte Bim-Bam-Bimmel“ ohnehin zuwider, ist gern bereit, Faust diesen Gefallen zu tun und die Alten beiseite zu schaffen.



Das „Käppele“
bei Wißgoldingen

Es folgt die herrliche Szene „Tiefe Nacht“, in der Lynkeus der Türmer von der Schloßwarte sein Lied singt: Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt – Aber:

„Nicht allein mich zu ergetzen,
Bin ich hier so hoch gestellt; . . .
Funkenblicke seh ich sprühen,
Durch der Linden Doppelnacht; . . .
Züngelnd lichte Blitze steigen
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;
Äste dürr, die flackernd brennen,
Glühen schnell und stürzen ein.
Sollt ihr, Augen, dies erkennen!
Muß ich so weitsichtig sein!
Das Kapellchen bricht zusammen
Von der Äste Sturz und Last.
Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurrot im Glühn. –
Was sich sonst dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten ist hin.“

Was nutzt es, daß der unersättliche greise Faust der „ungeduldgen Tat“ flucht; „Tausch wollt ich, wollte keinen Raub“ –

„Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer sinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt an,
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
Geboten schnell, zu schnell getan! –“

Mancher Leser wird einwenden, der Betrachter hätte da im Zitieren zu viel getan und sei aus dem Rahmen gefallen, denn was habe die betrübliche Geschichte noch mit dem Käppele von Wißgoldingen zu tun, das Gottlob bis dato aufrecht stehe mitsamt den schönen Linden?

Mir will scheinen, die Faust-Szene von Philemon und Baucis kann uns ein Licht aufstecken in einer dunklen Kammer unseres Herzens. Was ist es denn, das uns den Blick so geschärft und die Seele geöffnet hat für die Schönheit unseres Landes, für die Bauten aus guter Zeit, für alte Bäume, für Quelle und Waldtal, Bach und Holzbrücke, Bildstock und Feldkreuz? Warum empfinden wir den Anhauch dieser Dinge deutlicher als frühere Generationen, die Menschen der Romantik nicht ausgenommen? Ich glaube, es ist das bewußte oder unbewußte Gefühl für die *Gefährdung*, in der alle Schönheit in unserer Zeit lebt. Es ist die Gefährdung durch das Industriezeitalter, durch viele Formen der Technik, durch den Raffgeist, dem auch der alte Faust verfallen ist, durch die Entseelung des in der Masse versinkenden Menschen und seine Gottferne. Die Klarsichtigkeit und Empfänglichkeit der Menschen, die diese Gefahr spüren, entspricht der Fähigkeit des Fiebernden, Gesichte von tiefster Farbigkeit zu haben. Dieses Fieber kann die letzte Phase vor dem Sterben sein; es kann aber auch zur Genesung führen. Und wir hoffen und wünschen, daß wir einer Zeit erneuerten und geläuterten Menschentums entgegengehen dürfen.



Die alte Linde beim „Käppele“

Matern Feuerbacher, der Bauernführer wider Willen

Von Hermann Werner

Die Schicksale, die wir in den stürmischen letzten Jahrzehnten erleben und miterleben mußten, haben uns das Verständnis geweitet für manche Schicksale von Menschen früherer Zeiten, die wir vorher nicht so recht fassen wollten. Der Führer des Haupttrupps der württembergischen Bauern in den kurzen tragischen Wochen, die der Bauernkrieg im Alt-Württembergischen in Anspruch nahm, Matern Feuerbacher, ist eine solche Gestalt, an der uns heute vieles verständlicher geworden ist als in den geordneten Zeiten vor 1933 oder vor dem ersten Weltkrieg. Ein im Grund gezwungener Revolutionsführer, ein Idealist, der vor der Härte des Kampfes doch zurückschreckt und schließlich mit der politischen Buntscheckigkeit und auch Zuchtlosigkeit eines großen und in seinen Zielen nicht klaren Aufständigenheeres nicht mehr fertig wird – das konnten wir uns nicht recht zusammenreimen; heut ist es uns nicht mehr so seltsam. Und schließlich Flüchtlingsdasein und zäher, jahrelanger Kampf um Rehabilitierung, dazu haben wir Parallelen in Menge erlebt.

Als in den Ostertagen 1525 auch die altwürttembergischen Gebiete stärker in die bäuerliche Bewegung hineingezogen wurden, als die in Oberschwaben geschlagenen Bauern aus der Leipheimer Gegend sich über die Alb hereinmachten und die fränkischen Haufen in einem Siegestaumel gegen das nördlichste Amt Württembergs, gegen Weinsberg heranbrandeten, damals war Matern Feuerbacher ein angesehener und vermöglicher Bürger des württembergischen Städtchens Großbottwar, 40 Jahre alt und verheiratet. Neben der Landwirtschaft führte er eine gutgehende, auch von dem benachbarten Adel gern besuchte Weinwirtschaft. Er war ein geordneter, kluger und bedächtiger Mann, saß im Rat der Stadt und hatte auch schon an Landtagen teilgenommen. Er wußte, wo den Bauern und auch den einfachen Mann in der Stadt der Schuh drückte; aber er hatte auch mannigfache freundliche Beziehungen zu dem benachbarten Adel, in dem er manchen tüchtigen und wohlgesinnten Mann kannte. Von grundsätzlichem Haß gegen Adel wie Regierung, auch gegen die damalige österreichische Fremdherrschaft, war er frei; die Grundnot des Reiches, die Ohnmacht der Reichsregierung gegenüber den fast souveränen weltlichen und kirchlichen Territorialmächten, war ihm wohl bewußt, und eine große Reform auf allen Gebieten dünkte auch ihm erwünscht.

Gewiß waren ihm die berühmten zwölf Artikel bekanntgeworden, die überall umgingen und das große Grundprogramm der Bauernerhebung wurden. Aber er dachte auf friedlichem Wege zu bleiben und war radikalen Gewaltlösungen abhold. Auch auf kirchlichem Gebiet, er blieb ein guter Katholik bis zu seinem Tod, später auch in schon protestantisch gewordener Umgebung.

Von selber wäre dieser Mann nicht dazu gekommen, in einer bäuerlichen Revolutionsbewegung Hauptmann oder Oberster Feldhauptmann zu werden – mit diesen Titeln zeichnete er ein paar Wochen lang seine Aufrufe und Aufgebote, Befehle und Schirmbriefe. Zunächst war er auch für eine ganz andere, ja entgegengesetzte Aufgabe bestimmt. Er sollte der Anführer des auf 30 Mann festgesetzten Bottwarer Aufgebotes werden, das die Regierung, als es brenzlich wurde, auf den Ostersonntag einberufen hatte, um es einem Schutzverband gegen die von Norden eindringenden fränkischen Bauernhaufen einzugliedern, in denen immer radikalere Tendenzen sich geltend machten und die dann auch eben in diesen Ostertagen durch die blutigen Exzesse ihrer Extremisten in Weinsberg weithin Entsetzen verbreiteten. Feuerbacher wäre also eine Art Unteroffizier in der württembergischen Landwehr geworden. Die Bottwartaler Bauern aber hatten wenig Neigung, gegen ihre Standesgenossen ihre Haut zu Markt zu tragen und sich nach ihrem Befehl in Marbach mit den Regierungstruppen zu vereinigen. Besonders einer der ihren, Melchior Ulbacher, sprach ihnen zu, den Weinsbergern zuzuziehen, deren Sendboten auch in ihrem Gebiet gewesen waren. Sie zogen also, ein rasch anwachsender Haufe, statt nach Marbach, auf den nahen Wunnenstein; und da Führer unter ihnen rar waren, drangen sie in Feuerbacher, er müsse ihr Hauptmann bleiben. Er hatte versucht, sich dagegen durch Verstecken zu schützen, ließ sich aber einerseits durch ihre Drohungen, andererseits durch den Zuspruch des Vogtes von Bottwar und anderer Adeliger, die durch die inzwischen bekanntgewordene Schreckensbotschaft von Weinsberg eingeschüchtert waren und auf seine Mäßigung zählten, bestimmen, zuzusagen. „Halte auf, was du vermagst!“ sagte auch der Vogt von Marbach; er sollte wenigstens die Weinsberger vom Land fernhalten und ähnliche Ausschreitungen verhindern. Sie versprachen alle, im Notfall dann später

ihm ihr Zusprechen und seine Motive zu bestätigen, und sie haben das bei seinem Prozeß auch gehalten. So nahm er die Wahl an, mit schweren Sorgen und halbem Herzen. Er sei ein schwer nehmender Mann und für solche Aufgabe zu einfältig, hielt er ihnen noch vor; aber sie hielten an ihm fest trotz Ullbacher, obwohl er als nächstes Ziel festsetzte, das württembergische Vaterland gegen das weitere Vordringen der Weinsberger zu schützen und den Anschluß an sie zu hindern. Er war für den in Württemberg bis heute volkstümlichen Weg, unsere Schwierigkeiten unter uns abzumachen ohne „das Ausland“, das damals in Heilbronn, Gaildorf und Rottenburg begann, und er glaubte, daß das Schwergewicht der bäuerlichen Bewegung ohne Gewalt die Regierung und die Landschaft rasch zu den nötigen Reformen veranlassen werde, wobei man allerdings von einem Landtag nichts hielt. Er begann auch mit einer guten Disziplin, schirmte die Schlösser des Adels und ließ auch die Klöster und Geistlichen nur nach festen Grundsätzen und für die Gesamtheit heranziehen. In der Tat beginnen Verhandlungen mit der Landschaft, die es nun plötzlich sehr eilig hat und gar nicht gerüstet ist, schon am Osterdienstag, und sie gehen weiter, später auch mit dem Truchseß und dem Schwäbischen Bund bis an den Tag von Böblingen, wo die Bauern von dem nicht erwarteten Angriff des Truchseß überrumpelt werden, da sie eben wieder zur Beratung sich sammeln. Schon bei der ersten Besprechung, wo man, einig in der Abwehr der Weinsberger Haufen, sich bald nahekommen scheint, trägt Feuerbacher die Beschwerden der Bauern vor: es ist derselbe Ton wie auch in dem Aufruf, der nach dem Anschluß der Stadt Stuttgart am 27. April ins Land geschickt wird: sie wollten das Land selbst einnehmen und vor fremden Nationen schützen und sich mit verständigen Leuten beraten, was zu tun sei, daß das Land nicht zerrüttet, das Evangelium und die Gerechtigkeit gefördert und die Ehrbarkeit gehandhabt werde. Man wolle das Regiment mit verständigen Personen besetzen; jedes Land habe seine eigenen Beschwerden, darum müsse jedes mit sich selber zu Rat gehen. „Das Evangelium“ bedeutete keineswegs eine Anerkennung der Lutherischen Reformation; auf dem Wünnenstein las täglich der katholische Pfarrer von Winzelhausen dem Haufen die Messe. Aber der Ruf nach Reform der Kirche war damals auch in der Kirche allgemein, und man dachte im Bauernheer offenbar daran, daß die Gemeinden ihre Geistlichen wählen und also über das Bekenntnis entscheiden sollten.

Vielleicht stecken die Ursachen des Mißerfolgs schon

in diesen Anfängen der Bewegung, die sich zunächst rasch ausbreitete und durch die Vereinigung mit den Haufen vom Zabergäu, vom Gäu und schließlich vom Schwarzwald sehr verstärkte, aber freilich auch den Zuzug einer kleineren Gruppe von Weinsberg her unter dem nun auf der Gegenseite fanatisch verhaßten Jäcklein Rohrbach nicht abweisen konnte. Ein Erfolg hätte vorausgesetzt, daß alle die Revolutionsgruppen im Reich planmäßig und einheitlich zusammengefaßt und eingesetzt worden wären, während nun jede Gruppe, die Württemberger, die Oberschwaben, die Franken, die Tiroler usw. für sich und nicht einmal gleichzeitig vorgingen. Zudem war auch die Zielsetzung nicht einheitlich, mit dem wachsenden Zustrom kamen Parteien aller Art. Schon der Führer der Zabergäu-Leute – um bei den Verhältnissen im Altwürttembergischen zu bleiben – Hans Wunderer, war radikaler als Feuerbacher und seine Bottwartäler, sie waren kaum von Plünderung und Gewalttat abzuhalten (sie haben z. B. gegen Feuerbachers Befehl das Schloß auf der Teck angezündet); die Schar um Rohrbach aber war schon gewohnt zu erobern und zu zerstören. Auch die Schwarzwälder unter Thomas Maier kamen siegestrunken von ihren militärischen Anfangserfolgen bei Sulz und glaubten an leichten Sieg. Nur in den besonnenen Stuttgartern unter Theus Gerber hatte Feuerbacher einen sicheren Rückhalt. Die Methode des Handelns aber setzte auf beiden Seiten nicht bloß den guten Willen zu einer Vereinbarung voraus, sondern auch Disziplin der Truppen. Aber auch der gute Wille war bei der Regierung kaum vorhanden, der es mehr um Zeitgewinn zu tun war, und noch weniger beim Truchseß Georg von Waldburg, der am 28. April vom Schwäbischen Bund in das gefährdete Herzogtum geschickt wurde und noch am 11. Mai anscheinend ehrlich mit Abgesandten der Bauern verhandelte, um sie am 12. um so unvorbereiteter anzugreifen.

So kam Feuerbacher, der wohl immer wieder zum Obersten Hauptmann gewählt wurde, aber nach den Vereinigungen im Grund der erste unter gleichen und dazu von der „Gemeinde“ der Bauern abhängig war, bald in das Kreuzfeuer der Gegensätze und Beargwöhnungen. Dabei schürten nicht bloß die radikaleren Genossen, sondern auch Agenten der Gegner, die in großer Zahl im Haufen untertauchen konnten. Gerade seine Verhandlungen mit der Regierung und später dem Schwäbischen Bund und seinem Feldherrn wurden ihm als Verrat an der großen Sache ausgelegt, seine Abneigung gegen das wilde Plündern und Brennen, die Ordnung, die er in die Kontributionen selbst bei den geistlichen Herrschaften brachte, seine Schirm-

briefe für viele Adelige machten ihn in den Augen all der vielen, die ihren Aufstand als ein fröhliches Beutemachen durchführen wollten, zum Pfaffen- und Adelsfreund. So wurde er immer wieder hinten herum wie offen in der Gemeinde scharf angegriffen und zur Rechenschaft gezogen, das begann schon am zweiten Tag und ging bis zum letzten, wo er nach mehreren rasch rückgängig gemachten Absetzungen endgültig abgesetzt, inhaftiert und am anderen Morgen beurlaubt wurde – kurz ehe dann der Überfall des Truchseß dem Ganzen ein Ende machte und alle Hoffnungen und Pläne im Blut erstickt wurden. Wäre er zu entbehren gewesen, man hätte ihn längst nicht mehr gewählt. Dadurch aber gewann natürlich seine Autorität nicht; er war auch nicht hart und wendig genug, sich auch durchzusetzen in der rauen Umgebung und der harten Notzeit.

In der Stunde der Schlacht aber machte Feuerbacher von seiner „Beurlaubung“ als ein Mann von Ehre keinen Gebrauch, und so ward er auch in die Katastrophe des 12. Mai verstrickt. Doch war er unter den Überlebenden, fliehend kommt er ins Exil, zunächst nach Rottweil, das damals eine eidgenössische Stadt ist und zeitweise auch dem Herzog Ulrich und dem bekannten geistigen Führer der fränkischen Bauern, Wendelin Hippler, Zuflucht bietet. Aber die Beziehungen der Stadt, die noch Sitz eines kaiserlichen Hofgerichts ist, zum Reich waren noch nicht ganz geklärt, und die württembergische Regierung, die Hab und Gut der Geflüchteten eingezogen hat, konnte schließlich nicht Feuerbachers Auslieferung, aber seine Inhaftnahme und Ansetzung eines Prozesses durchsetzen. Am 15. Mai 1527 begann in Rottweil der Prozeß gegen den „Erzbuben und vordersten Aufrührigen“, am 13. September wurde das Urteil gefällt. Der Ankläger – die Stuttgarter Regierung hatte den Untervogt vom Asperg, Diepold Gengenbach, geschickt – forderte Todesstrafe wegen Landfriedensbruchs; der Verteidiger, Feuerbachers Bruder

Bernhard, der Prokurator in Eßlingen, beantragte Freispruch. Seine Thesen muten uns zum Teil ganz wie aus unsrer Zeit an: der Angeklagte sei nur gezwungen Hauptmann der Bauern geworden und geblieben, selbst der Vogt habe ihm zugesprochen es zu tun, er habe viel Schaden verhindert und die Bewegung in Ordnung gehalten, er habe sich immer für friedliche Erreichung der Ziele der Bauern bemüht und bis zum Ende Verhandlungen geführt; eben deshalb sei er ja abgesetzt und der Adels- und Pfaffenfreundschaft geziehen worden. Vierzig Zeugen gegen, fünfzig für den Angeklagten waren aufgeboten. Zehn Richter gegen zwei sprachen ihn frei von Klage, Schmach, Kosten und Schaden, ein mutiger Urteilspruch!

Der Freigesprochene, ein Mann im besten Alter, durch ein Abenteuer von wenigen Wochen aus der Bahn geworfen, kehrte wohlweislich nicht in die Heimat zurück, sondern wandte sich nach Zürich; von hier aus betrieb er seine Sache. Er muß dort im bürgerlichen Leben rasch wieder Fuß gefaßt haben und hatte bald auch Achtung in der neuen Umgebung erworben. So wurde er 1529 ins Züricher Bürgerrecht aufgenommen, und der Rat der Stadt unterstützte wiederholt seine Bemühungen in Stuttgart, wieder zu seinem Eigentum zu kommen und seiner Familie Ausreiseerlaubnis nach Zürich zu erwirken. Erst 1532 hatte das Erfolg.

Feuerbacher ist dann wieder still im bürgerlichen Leben untergetaucht; nur gelegentlich finden sich geringe Spuren von ihm. In seine württembergische Heimat ist er offenbar erst nach des Herzog Ulrichs Tod (1550) zurückgekommen und hier vor 1567 gestorben. Die Schweiz hatte er aber schon früher wieder verlassen, im Jahr 1539, als noch einmal ein Prozeß gegen den einstigen Führer der Stuttgarter im Bauernheer, Theus Gerber, stattfand, war Feuerbacher nach den Akten als Küchenmeister des Markgrafen Ernst von Baden an dessen Hof in Pforzheim.



August Seyffer

Friedrichshafen



August Seyffer

Cannstatt vom Kahlenstein, 1811

August Seyffer

(1774–1845)

der Landschaftsradierer des Stuttgarter Klassizismus

Von H. Ch. Musper

Wir vermögen uns heute, nachdem ein Jahrhundert der Photographie verflossen ist, nur schwer vorzustellen, welche wichtige Funktion die graphische Reproduktion, also der Stich, die Radierung und der Steindruck zuvor zu erfüllen hatten. Um einen viel geringeren Preis als für das Original, eben um den Preis des Originals dividiert durch die Anzahl der Abzüge, vermochte sich auch der mit Glücksgütern weniger Gesegnete auf diese Weise eine Arbeit unmittelbar aus der Hand des Künstlers zu verschaffen. Freilich nicht alle die Stecher und Radierer, die sich mit derartigen Aufgaben oder Aufträgen beschäftigten, waren große Künstler. Was von ihnen verlangt wurde, war oft mehr Genauigkeit und Treue gegenüber dem Naturvorbild als eigentliches künstlerisches Ingenium. Allein sie stellten jene gesunde und breite Basis dar,

die zunächst notwendig ist und deren Fehlen in der neueren Zeit nachhaltige Folgen gehabt hat. Aber ehe die Ansichten und Veduten verbreitet, ehe auf Absatz gerechnet werden konnte, mußten die Vorwürfe für das Auge entdeckt sein. Das Naturempfinden ist keine Selbstverständlichkeit und es hat bei uns lange gedauert, bis der Sinn für die Schönheiten der eigenen Umgebung, für die Landschaft sowohl wie die von Menschen geschaffenen Bauten und Siedlungen erwachte und zum allgemeinen Besitz wurde. Auch müssen wir uns darüber im klaren sein, daß es sich in keinem Fall um eine Darstellung der Umgebung handeln kann, wie sie ist, sondern um eine Interpretation, die sich aus dem geistigen Fluidum der Zeit und des künstlerischen Individuums ergibt.

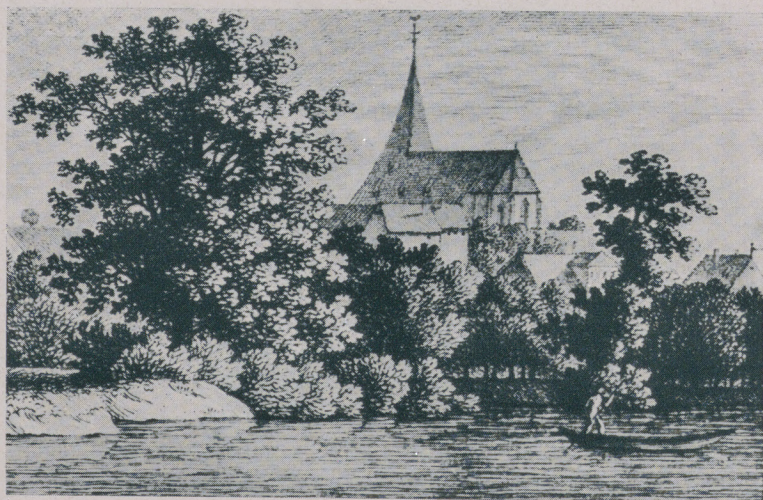
August Seyffer, dessen Lebensgeschichte von Otilie



August Seyffer
Waldsee



August Seyffer
Ruine Rosenstein



August Seyffer
Kirche in Berg

Wildermuth pseudonym in „Bilder und Geschichten aus Schwaben“ unter „Der Künstler“ 2. Bd. S. 295 f. geschildert wurde, war einer der ersten, der sich dazu entschloß, mit dem Skizzenbuch in der Hand die heimatlichen Gegenden zu durchwandern, der also nicht nur, wie die Vedutenstecher meist taten, bekannte Sehenswürdigkeiten wiedergab, sich vielmehr zur Aufgabe machte, seine Mitmenschen gerade für das zu gewinnen, was zuvor unbekannt und vom Stuttgarter Oppidanus bis dahin gering geschätzt war. Er durchstreifte die Wälder der Umgebung und radierte in einer Folge von kleinen Kupfern mehrere Waldpartien, von denen man nicht genau sagen könnte, wo sie liegen, auch wenn eine Ortsangabe gemacht ist. Einmal ist es eine Stelle im Wald mit einem langen Brunnentrog, ein anderes Mal ein Waldsee mit einem Boot, dann ein Waldausgang mit Abstellpfosten, an dem sich gerade Bäuerinnen ausruhen. Und einmal ist es, und das war ganz kühn, ein Blick ganz einfach in das Laubwerk des Waldes hinein. Freilich damit war der Künstler am äußersten ihm erreichbaren Punkt angelangt. Im allgemeinen ist er ein Meister der sachlich-gegenständlichen Darstellung, eine klassische Ruhe und Klarheit durchdringt seine Ansichten. Die sichere Linear- und Luftperspektive wurde schon zu seiner Zeit bewundert und hervorgehoben. Von Bedeutung ist, daß er arbeitete, kurz bevor die gewachsene Einheit von Natur

und menschlichen Bauten durch Technik, Industrialisierung, Vermassung zum erstenmal zerstört wurde, um dann im zweiten Weltkrieg einer abstoßenden Verwüstung anheimzufallen.

Daß Seyffer sich dem neuen Natursinn aufgeschlossen zeigte, ist leicht erklärlich, war er doch in dem so malerisch gelegenen Lauffen am Neckar – als Sohn des herzoglichen Oberamtmanns – am 9. August 1774 geboren. Später kam er nach Cannstatt, dessen Umgebung ebenfalls voll landschaftlicher Reize war. Immer wieder hat der Künstler sich an dem Ausschnitt der dortigen Neckargegend begeistert, die auch heute noch trotz der modernen Zutaten ihre Anziehungskraft bewahren konnte. Im Jahre 1811 entstanden die große Ansicht „Cannstatt und das Neckartal“ und „Cannstatt vom Kahlenstein“, außerdem mehrere kleine Ätzungen mit denselben Vorwürfen.

Indem der Künstler die am Neckar stehenden Badgebäude und den Cannstatter Sauerbrunnen radierte, machte er eine schlichte und geschmackvolle Propaganda für die Cannstatter Quellen. Eine besondere Neigung muß er zu dem alten, später durch einen dummen neogotischen Bau ersetzten Kirchlein in Berg gehabt haben. In der gleichen Zeit entstand auch das schöne Blatt „Marbach“.

Im Jahre 1814 gab Seyffer sechs „Ansichten württembergischer Gegenden“ mit Titelblatt heraus, die



August Seyffer

Die Ulrichshöhle, vor 1814 (Ätzdruck)



August Seyffer

Stammschloß Württemberg, vor 1814

er mit kurzen Begleittexten versah. Daß er damit etwas Neues versucht und einem Bedürfnis entsprochen hatte, geht aus seinen einleitenden Worten hervor: „Sehr dankbar erkenne ich den Beifall, den einige von mir in Kupfer erschienenen Ansichten und Gegenden aus Württemberg zu erhalten das Glück hatten. Ich finde darin eine Aufmunterung, mehrere solche Ansichten herauszugeben, besonders wenn ich dadurch etwas beitragen könnte, ein allgemeineres Interesse für die so mannigfaltigen Naturschönheiten eines so herrlichen Landes, wie Württemberg ist, zu erwecken, welches sie wohl vor manchen des Auslands um so mehr verdienen, als sich an viele derselben schöne Erinnerungen aus der Geschichte knüpfen“. Die Folge enthält die Blätter Friedrichshafen, Cannstatt, Burg Rosenstein, Ulrichshöhle, Schloß Waldburg, Kirche zu Berg.

Seyffers größte und wohl auch gelungenste Radierung stellt das „Stammschloß Württemberg“ auf dem Rotenberg dar. Sie ist dem König Friedrich von Württemberg gewidmet, von dem der Künstler mehrfach Gnadenbeweise erfuhr. Wir wissen nicht ganz genau, wann sie entstanden ist. Schon 1810 war eine Darstellung des Rotenbergs im Kunstblatt erschienen, außerdem gibt es eine kleine Umrißradierung. Sicher ist, daß das große Blatt im Jahre 1814 fertig vorlag, da es in den genannten „Ansichten Württembergischer Gegenden“ unter diesem Jahr angezeigt wird. Es kostete 5 fl 30 kr.

Seyffer hat den Anblick jenseits des Neckars, von der

Cannstatter Seite her gewählt. Man erblickt auf der höchsten Erhebung wohl erhalten die Stammburg Württemberg und links daneben im Sattel das Dorf Rotenberg. Die Weinberge sind nicht genauer angedeutet, wahrscheinlich weil ihr realistischer Zweck sich schon nicht mehr recht mit der Vorstellung einer „idealen Landschaft“ vertragen hätte. Sehr geschickt sind zwei Baumgruppen in der mittleren Bildzone links und rechts des Flusses verwendet. Sie rahmen, ohne daß dies unnatürlich wirkte, gewissermaßen die darüberliegende Burg. Hinter einem noch weiter zurückliegenden Wäldchen werden dann die Häuser und der Kirchturm von Untertürkheim, auch die Neckarbrücke, sichtbar. Die Sorgfalt, mit der das Blatt durchgearbeitet ist, erfährt eine letzte Steigerung in der wundervollen, keinerlei malerischen Flüchtigkeiten dulgenden Durchführung des Weidengebüsches und der Uferpflanzen im Vordergrund.

Ein besonders schöner Ätzdruck befindet sich in der Stuttgarter Graphischen Sammlung, also ein Druck von der Platte in einem Zustand, in den die feineren Arbeiten, hauptsächlich die tonigen Übergänge und Schraffierungen, die dem Ganzen nicht immer zum Vorteil gereichten, erst mit dem Stichel eingetragen wurden.

Im Jahre 1819 fertigte unser Künstler, wahrscheinlich nachdem bekanntgeworden war, daß die Burg abgetragen werden sollte, vier genaue Zeichnungen von sämtlichen Himmelsrichtungen und eine Zeichnung des Innenhofes an, die die Daten 4., 8. und 17. May



August Seyffer

Hohenstaufen, um 1815 (Ätzdruck)

1819 tragen. Dreimal also hatte er sich auf den Weg gemacht, um der Nachwelt die Ansichten in einem kleinen Skizzenbuch, das in der Landesbibliothek unter Cod. hist. Q 296 aufbewahrt wird, zu erhalten. Da sein Bruder königlicher Garteninspektor war, wird er wohl früher als andere von dem der Burg drohenden Schicksal erfahren haben. Wie er sich zu dem von uns heute bedauerten Projekt einer Grab-Kapelle anstelle der alten Stamburg gestellt hat, für die ein ansprechendes Projekt von Johann Michael Knapp neben einem unerträglichen, neu-gotischen vorlag, die aber bekanntlich von Salucci wenn auch in untadeliger Form ausgeführt wurde, wissen wir nicht.

Anschließend wird das Pendant, der „Hohenstaufen“, entstanden sein. Auch hier verläßt sich Seyffer auf den Bildbau in drei Schichten. Vorne erblickt man mehrere kräftige Eichen und einen Baumstumpf mit Brombeergestrüpp. Im Mittelgrund das Dorf Salach mit Kirche, davor einen Heuwagen, auf den Garben aufgeladen werden. Zwei Bäuerinnen kommen gerade den Berg herauf. Dahinter dann der Kaiserberg mit dem Dorf Hohenstaufen, dessen eindrucksvoller und einmaliger Kontur und kraftvolle Gedrungenheit die historische Bedeutung dieser Landschaft, die heute durch das zu groß werdende Dorf bedroht ist, unmittelbar und tief empfinden läßt.

Von diesem Blatt haben sich ebenfalls in der Stuttgarter Graphischen Sammlung zwei Ätzdrucke in verschiedenen Stadien erhalten, von denen der frühere hier reproduziert ist. Sie beweisen noch einmal, daß

Seyffer viel Gefühl für das „Graphische“ hatte und es verstand, auch eine große Fläche zu behandeln.

Im Jahre 1815 war dem Künstler vom König Friedrich ein Wartegeld von 500 Gulden ausgesetzt worden, wofür er jährlich ein oder zwei Zeichnungen von Gegenden aus Württemberg zu liefern hatte. Er bezog dieses bis 1822, um dann in diesem Jahr zum Verwalter des in der königlichen Bibliothek untergebrachten Kupferstichkabinetts ernannt zu werden. Es heißt, daß er für die dortigen Aufgaben mehr Sinn als sein Vorgänger Wächter gehabt habe. Gestorben ist er am 15. August 1845 an einem Hirnschlag.

Daß Seyffer mit der Feder umzugehen und auch für Kollegen Interesse aufzubringen wußte, ergibt sich aus einem Nachtrag, den er 1821 im Cottaschen Kunstblatt zu der Selbstbiographie des in Öffingen bei Cannstatt geborenen, in Wien bekannt gewordenen Malers Jakob Gauer mann veröffentlichte, bei dessen Sohn Friedrich es sich um den bekannteren und schätzenswerten Bauernmaler handelt. Ein Artikel über den in Sinzheim bei Hoffenheim geborenen Reproduktionsstecher Karl Rahl – Vater des in seiner Zeit berühmten Malers gleichen Namens – erschien etwas später an der gleichen Stelle (S. 227, 279).

Seyffer war Schüler der Hohen Karlsschule gewesen, in die er 1790 als Stadtzögling aufgenommen wurde. Er erhielt dort den Unterricht des Stechers Johann Gotthard Müller und stand wohl noch unter dem gewiß mächtigen Eindruck des jungen Josef Anton Koch, dessen an Poussin und Claude Lorrain geschul-



August Seyffer

Lichtenstein

tes klassizistisches Naturgefühl ja auch ein Grundelement der Seyfferschen Landschaft bildet, der aber den Zwang nicht ertrug und Ende 1791 die Flucht ergriff.

Rahl sowohl wie Gauermann hatten erst für das „Heilbronner Kunst- und Industriekomptoir“, jenen von dem interessanten Zeichner- und Malerdilettanten Karl Lang nach Aufhebung der Hohen Karlsschule im Jahre 1796 gegründeten Kunstverlag gearbeitet um einige Jahre später nach Wien zu ziehen, wo sich eine Art schwäbischer Künstlerkolonie gebildet hatte. Der aus Heilbronn stammende Johann Heinrich Füger, seit einer Anzahl von Jahren dort Akademiedirektor, und Eberhard Wächter, der sich seit 1798 in Wien befand, fühlten sich als so etwas wie geistige

Führer für die Jüngeren. Bald traten Leybold und Steinkopf hinzu.

In Wien, wo Seyffer von 1802 ab lebte, eignete er sich die damals moderne Manier an, die man auf den Engländer Wollett zurückführte und die in einer sehr eingehenden, schraffierenden Stichmethode bestand. Zunächst betätigte er sich unter der Leitung von Martin v. Molitor, nach dem er eine Folge von fünf kleinen Landschaften stach. Weiterhin stach er nach Claude Lorrain eine größere Folge von zwölf und eine kleinere von sechs Blatt.

Außerdem stammen von seiner Hand Ansichten der Wiener Gegend nach Maillard und fünf Blättchen mit Ansichten des Gartens von Schönbrunn. Eine Zeitlang hielt er sich in Italien auf und etwa 1810



August Seyffer

Hohenneuffen (Zeichnung)

scheint er nach Cannstatt zurückgekehrt zu sein. Außer den bereits angeführten Arbeiten sind noch zu erwähnen eine Ansicht von Tübingen nach dem Hofmaler Keller und die ganz klassisch stilisierte „Wurm-linger Kapelle“, das Jordansbad bei Biberach nach Pflug, auch z. B. einige Stiche für Cottas Taschenbuch für Gartenfreunde nach Entwürfen von Thouret, die Brasilianische Reise des Prinzen Maximilian von Neuwied und die „Römischen Altertümer in Baden“ nach Schaffroths Zeichnungen. Seit 1815 war er Zeichner für die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur. Er hatte für sie „alles was sie an Zeichnungen bedarf“ zu liefern. Zugleich entstanden, was Nagler schon 1846 erwähnt, zahlreiche Zeichnungen in Bister und Aquarell. Eine Anzahl davon wird im Schloß Warthausen

aufbewahrt. Verzeichnet sind z. B. in den Listen des Kunstvereins zwei Blätter mit dem Lichtenstein, Zeichnungen vom Wielandstein und der Dieboldsburg (Der Württembergische Kunstverein, bearbeitet von Werner Fleischhauer 1927 (No. 241, 242, 435, 436).

22 Kupferplatten, zu denen vor einigen Jahren durch Geschenk acht weitere Platten aus dem Besitz der Schwester des Künstlers, Frau Marie Möricke, kamen, werden bis heute in der Stuttgarter Graphischen Sammlung aufbewahrt. Im Jahre 1940 wurde auf Anregung von Direktor Braune eine Folge von kleinen Ansichten aus der Stuttgarter Umgebung als Jahresgabe des Vereins der Freunde der Württembergischen Staatsgalerie in Neudruck abgezogen.

Backnang

die Schwäbische Heimat der Gerber

Von Fridolin Rimmelé

Der Kern dieser alten, fast bis ins Jahr 1000 zurückreichenden Siedlung liegt in einem breiten Talkessel der viel gewundenen Murr, die, vom Schwäbischen Wald kommend, die Stadt auf eine Länge von annähernd sechs Kilometer berührt und unterhalb von Marbach in den Neckar mündet. Die Talwände im westlichen Randgebiet des Keupers zeigen bei Backnang Höhen von fünfzig bis siebzig Meter. Der Fluß ist nicht breit und doch sehr wasserreich. Er führt in seiner unteren Strecke durch echtes Muschelkalkgebiet. Sein Wasser ist für das Verfahren der Rot- und Weißgerberei von Leder in seltenem Maße geeignet, was schon in früheren Zeiten die Ansiedlung so vieler selbständiger Gerbereibetriebe begründet hat. Im Jahre 1885 waren es nicht weniger als 120 innerhalb des eigentlichen Stadtgebietes.

Nach der Höhenmarke des Bahnhofes liegt Backnang 380 Meter über dem Meer. Die den Kessel und das alte Stadtgebiet umschließenden Höhen geben wie ein schöner Rahmen dem Ortsbild besonderen Reiz. Der südliche Hang trägt den langgestreckten Bahnhof mit seinen Stellwerkshäuschen und Güterschuppen. Über dem Bahnhofgelände und in seiner Verlängerung gegen Osten liegen neuzeitliche Wohnblöcke und Fabrikanlagen. In gleicher Richtung steht die 1894 erbaute katholische Kirche in einer, wenn auch vom Meister *Egle* stammenden, heute gering geschätzten Stil-Architektur, sowie das große Kreiskrankenhaus, das sich eines ausgezeichneten Rufes erfreut.

Der nördlich gelegene Hang zeigt noch im beträchtlichen Umfange alte Weinbergmauern, in denen aber heute nicht mehr Reben blühen, sondern die der Pflanzung von auserlesenen feinen Obstsorten dienen. Im übrigen sind beide Talseiten bis zu ihrem oberen Rande und darüber hinaus mit kleinen Wohngebäuden und Eigenheimen aller Art bebaut, die fast durchweg gute Architektur und meisterhafte Ausführung zeigen. Beherrschend wirken für den Blick vom Tal und von der südlichen Höhe das den Nordhang bekronende mächtige Gebäude des früheren evang. Lehrerseminars und dasjenige des jüngeren Altersheims, beides Bauwerke, die in ihrer äußeren Gestaltung typische Vertreter ihrer Zeit sind: Das 1907 erbaute Seminar mit stattlichem, von einem Dachreiter

betonten Mittelbau und den beiderseitigen langgestreckten Flügeln mit hohen Dächern, das Altersheim in der neuzeitlichen dachlosen Bauweise ohne viel Architekturgliederung. Dieses Bauwesen, gestiftet von den beiden Söhnen Backnangs, dem Stuttgarter Großkaufmann *Eduard Breuninger* und dem Backnanger Fabrikanten *Robert Kaess* ist ein vorbildliches Beispiel für gemeinsames, dankbares Zusammenwirken zum Wohle alter vereinsamter Bürger.

Hinter dem Seminar baut sich eine ansehnliche Siedlung auf, welche die Firma *Robert Kaess* im Verein mit den ihr angegliederten Lederwerken Backnang für den Stamm ihrer Arbeiter erstellt hat, damit diese in gesunder Luft die nötige Ruhe und Erholung finden und die Behaglichkeit des eigenen Heims genießen können. Eine ähnliche Siedlung liegt auf der Höhe des östlichen Taleingangs, die mit Hilfe der großen Spinnerei *Adolff* erbaut wurde.

Nach Osten wie nach Westen hat sich die Stadt, die im Anfang des 14. Jahrhunderts von Baden an Württemberg kam, längs des Flußlaufes und der Hauptstraße weit ausgedehnt. Ihre Einwohnerzahl stieg von 8 395 im Jahre 1924 auf 16 000 und 19 064 am Ende der Jahre 1946 und 1951.

Diese ungewöhnliche Zunahme gründet sich zum Teil auf den Unternehmungsgeist vieler Gewerbetreibenden und auf das rasche Wachstum ihrer Fabriken und der Arbeiterzahl. In der Gesamtsteigerung der städtischen Bevölkerung sind 4 444 Flüchtlinge inbegriffen. Der ganze Kreis mußte 18 500 Vertriebene aufnehmen. Von 800 Evakuierten blieben rund 200 in Backnang sesshaft, während die durch Kriegsereignisse zugezogenen Ausländer heute noch 150 Personen zählen. Durch Eingemeindung der unmittelbar benachbarten Ortschaft Steinbach hat die Stadt 1943/44 weitere 700 Einwohner gewonnen. Der 1935 eingemeindete „Sachsenweiler Hof“ hiegegen brachte der Stadt nur 20 neue Bewohner.

Die seit Kriegsende in aller Herren Länder ausgewanderten 90 Backnanger bilden einen kleinen Hundertsatz der Gesamtbevölkerung, zeugen aber immerhin von dem Drang, sich ein eigenes Arbeitsfeld zu suchen und zu Verdienst und Wohlstand zu gelangen.

Für den stark entwickelten Geschäftssinn der Backnanger spricht auch der Umstand, daß kaum anderswo in einer Kleinstadt oder einer solchen mittlerer Größe so viel Verkaufsläden, Handlungen und Kleinbetriebe zu finden sind wie in den Straßen und Gassen von Backnang. Drei Viertel der Gesamtbevölkerung ist im Handel und Gewerbe tätig.

Die Lage von Backnang im Großverkehr als Knotenpunkt von Straßen und Bahnen verdient hervorgehoben zu werden. Schon im Mittelalter kreuzten sich hier im Gütertausch die Fuhrwerke, die Stuttgart über Schwäbisch Hall und Crailsheim mit Nürnberg verbanden oder von dort nach Marbach, dem Neckar und Heilbronn zustrebten. Neuerdings wird Backnang von der Reichsautobahn Stuttgart-Nürnberg berührt, die am westlichen Talausgang in 400 Meter langen, weit und kühn gespannten, 28 Meter hohen Bögen die Murr überbrückt und eine wesentliche, dringend notwendig gewesene Umleitung und Entlastung des inneren Stadtverkehrs herbeigeführt hat.

Wie die Straßen kreuzen sich in Backnang auch die Bahnlinien gleicher Richtungen. Mit ihrem großen Hinterland ist die Stadt außer durch diese Eisenbahnen mit vielen Omnibuslinien verbunden, so daß den Tausenden von Arbeitern der Weg zu ihrer Arbeitsstelle wesentlich erleichtert ist.

Bei Würdigung des rastlosen Schaffens der Bewohner der Stadt sei auch der Ruhestätte ihrer Toten gedacht, die einst den Nachkommen die Wege zum Aufschwung mühsam vorbereitet und geebnet haben. Am östlichen Austritt der Stuttgarter Straße liegt auf leicht ansteigendem Gelände der, mit hohen Bäumen geschmückte und von sauberen Wegen durchzogene Friedhof. Er ist von einer, beiderseits mit Efeu überwucherten Steinmauer umfriedet und wirkt schon dadurch recht stimmungsvoll. Bei dem, nur bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts zurückgreifenden Alter des Friedhofs fehlen ihm leider jegliche wertvolle Denkmäler unserer guten Friedhofskunst früherer Zeiten. Die neueren Grabsteine, unter denen sich auch aufwendige, architektonisch gut gestaltete und mit schöner Bildhauerarbeit versehene Denkmäler befinden, zeigen viel zu viel glänzenden und spiegelnden schwarzen Marmor. Die alte Friedhofskapelle aus dem Jahre 1884 ahmt in Haustein gotische Formen nach, während die neue Einsegnungshalle mit Leichenhaus und dem Gefallenendenkmal architektonisch ausgezeichnet gelöst ist und volle Anerkennung verdient. In einem offenen, geräumigen Vorhof sind unter Arkaden an den Abschlußwänden eindrucksvolle, schön gestaltete Metalltafeln angebracht, die in klarer Schrift die Namen der 366 gefallenen



1. Die Altstadt, Gemälde von Kreibisch

Söhne der Stadt künden. Das Innere der Einsegnungshalle ist einfach und schlicht gehalten, macht aber mit der Orgel in dem hohen Bogen der Stirnwand, mit den vier Bogenstellungen auf jeder Seite, dem hoch einfallenden Tageslicht und der dunkel gehaltenen Holzbalkendecke einen sehr ernsten und würdigen Eindruck.

Auf der rechten Seite der Murr lag einst der alte Gottesacker mit der früheren St. Lorenz-Kapelle, von der noch der kleine gotische Chor aus dem Jahr 1452 vorhanden ist. 1911 instandgesetzt, macht die Kapelle einen wohlerhaltenen und gepflegten Eindruck. Sie wird das Totenkirchle in der „Sulzbacher Vorstadt“ genannt. Ehedem stand sie weit vor den Stadtmauern in völlig freiem Gelände, während sie heute vom neuen Stadtteil umringt ist. Vom Friedhof selbst und seinen Gräbern fehlt jede Spur.

Trotz allen Opfern, welche die Industrie an Grund und Boden und der Verkehr an alten Bauten gefordert haben, blieb der Kern der Stadt doch ziemlich unberührt. Vor allem hatte Backnang das seltene Glück, von feindlichen Angriffen im großen und ganzen unbeschädigt geblieben zu sein. Infolgedessen gab es



2. Rathaus mit Marktplatz

Aufnahme: Wohlfahrt

hier keine Trümmerfelder und keinen Neuaufbau in Glas und Eisen. So zeigt die Stadt heute noch manch reizvolle altertümliche Bilder (Abb. 1). Die winkligen Gassen und Straßen, mehr oder weniger stark ansteigend, wechseln mit einigen freien Plätzen ab, von denen vor allem der Marktplatz mit seinem selten schönen Rathaus aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sehr malerisch wirkt (Abb. 2): Im Geiste Schickhardts baut sich das von Melac 1693 niedergebrannte und dann gleicher Art neu erstellte Rathaus auf einem kraftvollen Erdgeschoß aus Stein als Fachwerkbau in zwei Stockwerken mit einem mächtigen Giebel auf, der von einem Dachreiter wirkungsvoll überragt wird.

Was aber das ganze Stadtbild, fast von allen Seiten gesehen, beherrscht, ist sein Burgberg, der gegen

Norden steil und tief zur Murr abfällt, gegen Osten in geringem Gefäll verläuft und gegen den westlichen Marktplatz starke Ansteigungen zeigt (Abb. 3). Mit schmalen und breiten Treppen, mit niederen und hohen Stützmauern versehen, die durchweg sehr malerisch wirken, trägt dieser Berg die Grundmauern der einstigen Burg und die ältesten Bauwerke der Stadt. Da begegnet man, von Osten kommend, auf leicht ansteigender, rampenartiger Zufahrt zunächst einem alten, vorgelagerten, jetzt dem Finanzamt dienenden hohen Giebelhaus, das in seinem Grundriß rechtwinklig abgebogen ist und eine offene Durchfahrt zeigt, die in den oberen Schloßhof führt. Ein langgestreckter Schloßbau, der heute das Amtsgericht und Landratsamt aufnimmt, soll von Schickhardt 1605 angelegt, aber nicht ausgebaut worden sein. An Stelle dieses einstigen Schloßbaues soll ursprünglich die 1052 gegründete Burg, die spätere Markgrafenpfalz gestanden haben.

Ein wenig höher lag auf dem Burgberg ursprünglich eine dreischiffige Basilika aus romanischer Zeit. 1116 dem hl. Pankratius geweiht, wurde sie zur Stiftskirche erhoben, 1693 brannte sie völlig aus. Der Chor mit seinen schlanken Maßwerksfenstern schönster Gotik, den kräftigen Strebepfeilern und dem hohen Sterngewölbe blieb erhalten. Die Unterbauten der beiden einstigen Osttürme ließ man bei der letzten großen Instandsetzung der Kirche über den Dachtraufen und unterhalb des Firstes vom Chordach endigen und gab den offenen romanischen Bogenstellungen zwei niedere, abgewalmte Turmdächer. Das Schiff der Kirche war nach dem großen Brande wieder kunstlos aufgebaut worden und bietet heute wenig wertvolle Einzelheiten. In einer Krypta sind drei Sarkophage erhalten, Denkmäler der badischen Markgrafen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Im Chor verdienen vier Platten aus Erz und zwei aus Sandstein Beachtung.

Auf der Nordseite dieser Stiftskirche ist eine wenig ansprechende Holzterrasse angebaut, hiergegen bietet die dort vorgelagerte Terrasse einen überraschend schönen und weiten Blick in das tief unten liegende Tal der Murr, auf die gegenüberliegenden Höhen und die fernen, in zartblauem Dunst liegenden Wälder. Der Steilabhang des Berges verhinderte an dieser Stelle eine Bebauung des linken Ufers der Murr, wodurch dem zwischen Felsen mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Berg sein malerisches Aussehen erhalten blieb.

Weiter unten stand die aus dem 13. Jahrhundert stammende Michaelskirche, die einst mit dem Rathaus und 210 Privathäusern bis auf den Chor und dem über ihm erbauten Turm völlig zerstört wurde. Die

Kirche wurde nicht wiederhergestellt. Der als eine Art „Campanile“ völlig freistehende Turm zeigt noch Spitzbogenfenster und alte romanische Architekturglieder. Sein Unterbau besteht aus Quadersteinen mit Füllmauerwerk. Er besitzt ringsum mächtige Strebe-
pfeiler, oben auf kräftigen Steinkonsolen ruhend, einen Umgang mit eisernem Schutzgeländer (Abb. 3). Der Aufbau darüber, ein im 17. Jahrhundert in Fachwerk konstruierter barocker Turm mit Kuppeldach und aufgesetzter Laterne soll ursprünglich von *Schickhardt* gestammt haben. Nach dem Brand von 1693 wurde sechs Jahre später der Turmabschluß wieder aufgebaut, wobei aber die Hölzer des Fachwerks leider zu schwach gewählt wurden. Der Aufbau zeigt ein schiefergedecktes Dach mit schön gestaltetem und hochstrebendem Abschluß. Die Architekturglieder des Turmes wurden 1935 in Stein ausgewechselt. Unten am Sockel enthält eine Inschrifttafel folgende Angaben:

- 7. 2. 1122 – Grundsteinlegung der Michaelskirche –
- 1519 Einsturz des Holzturmes über dem Chor,
- 1614 Aufbau des Stockwerks nach dem Entwurf von Baumeister Schickhardt,
- 1693 Turm zum Teil abgebrannt bei der Zerstörung der Stadt durch die Franzosen,
- 1699 Wiederaufbau des Turms.

Die Fortsetzung der Inschrift ist leider mit Zement verschmiert, sie soll auf Befehl der Besatzung unkenntlich gemacht worden sein, weil sie lautete: „Restauriert im Jahre des Reichsparteitages der Freiheit 1935.“

Zwischen Stiftskirche und Turm und auf der Westseite des letzteren haben sich zwei Schulhäuser eingeklinkt, die den heutigen Grundsätzen der Denkmalpflege in keiner Weise entsprechen. Ein Glück, daß die störende Wirkung des westlichen Baues durch das Laubwerk und Geäst der vorgelagerten riesigen Bäume wesentlich gemildert wird.

Was die Stadtgemeinde Backnang auf dem Gebiet des Wohnungsbaues geleistet hat, ist sehr beachtlich. Im Verein mit der Kreisbaugenossenschaft hat sie in Sachsenweiler, östlich der Stadt, für etwa 650 Bewohner neue Unterkunft geschaffen. In nordöstlicher Richtung wurde im Plattenwald mit Hilfe der Württ. Landsiedlung 1950 der Bau von 500 neuen Wohnungen begonnen, von denen bis jetzt 50 Häuser fertig und 50 im Rohbau erstellt sind. An großen Bauaufgaben hat sich die Stadt für die nächsten Jahre die Erstellung von drei Schulen und einer Gewerbe-



3. Der Burgberg mit dem Turm der Michaelskirche

Aufnahme: Wohlfahrt

schule vorgenommen. Die Kreislandwirtschaftsschule wurde kürzlich eingeweiht. Die beim Einmarsch zerstörten Brücken über die Murr sind alle erneuert, bis auf die Aspacher Brücke, die 1953 fertig werden soll. Eine besonders schwierige Aufgabe für die Stadt bildet die Beseitigung der täglich anfallenden 750 Kubikmeter Abfallstoffe, die in den mitten im Wald gelegenen, 60 Meter breiten und 220 Meter langen Schlammsee, in das „Tote Meer“ gepumpt und abgelagert werden, dort aber weder eintrocknen, noch verdunsten und sich auch zu einer wirtschaftlichen Ausnützung als Heiz- oder Düngemittel nicht eignen.

Den kulturellen Bedürfnissen der Bevölkerung dienen die Volkshochschule mit ihrem umfangreichen Bildungsprogramm, die vorzüglich geleitete Stadtbücherei, eine Stadtkapelle mit ihren Platzkonzerten, ein Schubert-Trio, Gesangsvereine mit dem über hundert Jahre alten Liederkreis, ein Kino, ein Saalbau für Vorträge und Konzertdarbietungen auswärtiger wie heimischer Kräfte.

In Backnang werden alle Arten von Sport gepflegt. Die Turner können auf eine hundertjährige Geschichte zurückblicken. In der neuen Turn- und Festhalle werden Meisterschaften ausgetragen, das Städtische Freibad liegt ideal im Wald.

Noch ein kurzes Wort über die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt Backnang. Dank der Geschäftstüchtigkeit einzelner bedeutender Männer wurden aus den kleinen Gerbereien bei Einführung der Dampfmaschinen Großunternehmen von Rang geschaffen. Der Erfolg der ersten führenden Männer ermutigte andere nicht bloß zur Erweiterung bestehender Betriebe, sondern gaben Anlaß zur Neugründung großer Fabriken.

An Umfang und Bedeutung nimmt in Backnang die Lederindustrie die erste Stelle ein. Schon 1903 beschäftigten 65 Gerber, worunter 15 Großbetriebe, 800 Arbeiter. Diese Zahl stieg 1933 auf 1800. Zu beachten ist, daß die Gerberei verhältnismäßig weit mehr Raum als Bedienungsmannschaften benötigt, was die auffallende Größe der Fabrikbauten erklärt. Die Rohfelle werden vielfach aus Übersee bezogen und liefern Qualitäts-Ledersorten. Die Backnanger Lederbetriebe beschränken sich fast ausnahmslos auf die Lieferung von Leder als Rohstoff und verzichten auf den Vertrieb von Fertigwaren. So machen die Backnanger ihren Großabnehmern keinerlei Konkurrenz.

Mit in vorderster Linie steht unter den Lederwerken die Firma Schweizer. Vom Burgberg aus gesehen macht das in leichter Krümmung, dem Flußlauf folgende, endlose Fabrikgebäude einen Achtung gebietenden Eindruck. Auch die Lederfabrik Fritz Häußler mit 500 Arbeitern und die neuen der Firma Kaess angegliederten Lederwerke Backnang sind in Leistung und Arbeiterzahl bedeutend. Die vielen sonstigen Lederbetriebe, ob alt und erweitert oder neu gegründet, sind von großer Leistungsfähigkeit.

Wie im Leder ist Backnang auch in der Streichgarnspinnerei durch die Firma Adolff hervorragend vertreten. 1832 als Kleinbetrieb gegründet, zählte sie 1871 bereits 25 Arbeiter und 1400 Spindeln. Diese Zahlen waren bis 1903 bereits auf 260 Arbeiter und 20 000 Spindeln gestiegen; heute beschäftigt die Firma 2100 Arbeiter und ist in der Textilindustrie führend. Die am Eingang des Tales bei der Weisach-Mündung gelegene Spinnerei zeigt riesige Ausmaße.

Als Firma von Weltruf baut Carl Kaelble mit 600 Arbeitern Verbrennungsmotoren, Dieselmotor-Straßenwalzen, Lastkraftwagen und Straßenzugmaschinen, Steinbrecher, Dieselmotoren, Motorwagen, Planiertrauen und so weiter. Diese Erzeugnisse wandern

über Land und Meere und genießen überall höchste Anerkennung.

Die Strumpfstrickerei „Arwa“ (Albert Robert Auerbach) beschäftigt in Backnang 300, in Unterrot 1000 Arbeiter, während die AEG auf dem Gebiet der Telefon-Fernmeldetechnik und dem Radio-Apparatebau 750 Arbeiter zählt. Auch in der Holzwaren-Industrie ist Backnang durch die beiden Möbelfirmen *Sorg* und *Schiller* bestens vertreten. Außerdem verdienen zwei Zeitungsdruckereien erwähnt zu werden.

Neben all den genannten Unternehmungen bemühen sich noch eine ganze Anzahl mittlerer und kleinerer Betriebe, das gewerbliche Ansehen der Stadt zu heben und zu fördern. In ihrer Gesamtheit sind die meist aufs modernste eingerichteten Fabrikbetriebe ein Faktor, der im Wirtschaftsleben nicht bloß der Stadt Backnang, sondern von ganz Württemberg eine beträchtliche Rolle spielt. Tausende von Arbeitern finden in dieser vielgestalteten Industrie ihr Brot und Auskommen. So kann Backnang mit Recht beanspruchen, zu den wichtigeren Industrieplätzen Württembergs gezählt zu werden.

Hinsichtlich der äußeren Erscheinung der zahlreichen Fabrikbauten von Backnang sei vermerkt, daß den meisten die Spuren der kunstlosen Zeit ihrer Entstehung anhaften. Damals wurden an kleineren Plätzen die Fabrikbauten nicht von künstlerisch gebildeten Architekten entworfen, sondern vom nächsten ortsansässigen Baumeister vom reinen Zweckmäßigkeits-Standpunkt aus in die Landschaft hineingestellt oder dem Stadtbild angefügt, aber nicht angepaßt. So können die Backnanger Fabrikbauten wenig Anspruch erheben, das Gesamtbild der Niederlassung bereichert oder verbessert zu haben. Was aber die Großunternehmen in jüngster Zeit, etwa in den letzten zwanzig Jahren erstellen ließen, zeigt deutlich das Bestreben, auch den nüchternsten Zweckbauten eine gute architektonische Lösung zu geben und dabei doch allen Forderungen des Betriebes gerecht zu werden. Neues und Altes lassen sich natürlich in solchen Fällen nicht zu einer wohlthuenden Einheit verschmelzen. Mitunter treten die Gegensätze um so störender in Erscheinung, je besser die äußere Form der Neubauten gestaltet ist.

Nach dem vorstehenden Gesamtbild von Backnang und seiner Industrie darf man nicht bloß wünschen, sondern mit gutem Rechte hoffen, daß die Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgebung auf gewerblichem Gebiete wie auch in kultureller Hinsicht einer glücklichen Weiterentwicklung und guten Zukunft entgegenstreiten möge.

Eingewanderte Pflanzen verändern das Bild der Heimat



Von Wilhelm Kreh



Abb. 1. Neckarufer bei Mettingen.

Die Zehnstrahlige Sonnenblume hat das Ufer weithin geschlossen besiedelt.

Das Gesicht der Landschaft ist bestimmt durch Geländeform und Pflanzenkleid. Während der Mensch jene nur in bescheidenem Maß umzugestalten vermag, ändert er dieses nach Gutdünken sehr weitgehend. In der Kulturlandschaft hat er den Wald größtenteils gerodet und durch Äcker und Wiesen ersetzt; dem übrigbleibenden Rest hat er durch Anpflanzung anderer Baumarten eine neue Tracht gegeben. Die Pflanzenwelt scheint diesen menschlichen Umgestaltungsbestrebungen gegenüber wehrlos zu sein. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, daß der Mensch seinen Willen doch nicht restlos durchsetzen und jeder einzelnen Pflanze die Daseinsberechtigung gewähren oder versagen kann. Durch starke Vermehrung und Ausbreitung vermag sich die Pflanze immer wieder seiner Vergewaltigung zu entziehen. „Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.“ Nicht bloß einzelne Pflanzen vermögen sich als Unkräuter in die Kulturen einzuschleichen, auch ganze Gruppen von Pflanzenarten finden Lücken in der menschlichen Angriffsfront und setzen sich hier fest. Das kann in einem Umfang geschehen, daß sie das Landschaftsbild aufs stärkste beeinflussen. Es ist vor allem der starke Zustrom von einwandernden oder eingeführten Ausländern, unter denen leistungsfähige Kämpfer sind. Von ihnen soll hier die Rede sein.

Bei einer Herbstwanderung am *Flußufer* fallen uns buntblühende Hochstauden auf, die uns als Zierpflanzen des Gartens schon bekannt sein mögen. Sie

kommen urwüchsig an nordamerikanischen Flüssen vor; ihrer prächtigen Blüten wegen sind sie in den europäischen Gärten überführt worden, sind dann mit Hilfe ihrer geflügelten Früchte der menschlichen Obhut entflohen und haben nun an unseren europäischen Flüssen eine neue, ihnen voll zusagende Heimat gefunden. Am häufigsten kommt hier vor die gelbblühende Zehnstrahlige Sonnenblume (*Helianthus decapetalus*), etwas seltener sind verschiedene rot-, blau- oder weißblühende Herbstastern (*Aster salignus*, *Aster novi-belgii*, *Aster tradescantii*), die auch auf anderen Standorten sehr ausgiebig verwildernde Spätblühende Goldrute (*Solidago serotina*) und der Feinstrahl (*Erigeron ramosus*), der wohl als erster Fremdling an unseren Flußufern aufgetaucht ist; erst schüchtern hat sich im Neckargebiet der Sonnenhut (*Rudbeckia laciniata*) eingestellt. Auffallenderweise sind es lauter Korbblütler; man kann von einer regelrechten „amerikanischen Korbblütlerinvasion“ sprechen. Ihre Neigung zum Wuchern und Verwildern macht jedem Gartenbesitzer zu schaffen. An den Wasserläufen des Neckargebiets haben sie im allgemeinen erst kleinere Siedlungen gebildet; immerhin findet sich bei Mettingen eine Uferstrecke von fast 500 Meter Länge und ein bis zwei Meter Breite von der Sonnenblume besiedelt, die in der Blütezeit weithin leuchtet (Abb. 1). Viel größere, geschlossene Siedlungen finden sich im Rheintal; sie zeigen, wohin die Entwicklung auch im Neckargebiet führen wird, sofern



Abb. 2. Aus der Pforte einer Hausruine in Pforzheim streckt der Fliederspeer seine prächtigen Blütenrispen heraus

der Mensch das Flußufer nicht korrigiert und betonierte. Anderen Maßnahmen, bloßen Erdbewegungen und dergleichen, zeigen sich diese Pflanzen mit Hilfe ihrer unterirdischen Ausläufer gewachsen. Eine Ausrottung auf diesem Wege kommt nicht mehr in Frage. Den urwüchsigen Uferpflanzen sind sie an Kampfkraft überlegen; sie dringen auch in geschlossene Verbände derselben ein und verdrängen sie allmählich. Merkwürdigerweise finden sich unter diesen Einheimischen nur ganz wenige schönblühende Arten; die Einwanderung der Fremdlinge bedeutet also eine ausgesprochene Bereicherung des Landschaftsbildes, die heute schon auch dem Laien auffällt. Voraussichtlich wird diese Gesellschaft bald weitere Verstärkung erhalten durch eine bis zwei Meter hohe einjährige Balsaminenart, mit großen, bunten Blüten, das Indische Springkraut (*Impatiens Roylei*), das in anderen Flußtälern schon stattliche Siedlungen aufweist, in das Neckargebiet aber erst schwache Vorposten entsandt hat*.

* Erst 1946 wurde im unteren Neckartal eine nordamerikanische Schlingpflanze, die Rebenschlinge (*Echinocystis lobata*) entdeckt, die sich auf dem Weidengebüsch des Ufers emporrankte. Inzwischen fand sich eine Reihe

Eine andere Neubürgergesellschaft kommt an sonstigen Hängen, vor allem in Weinberglage und an Bahnböschungen, vor. Im Neckartal, ober- und unterhalb von Stuttgart, fallen uns im Vollfrühling besonders auf den Schichtköpfen von Stubensandstein und Muschelkalk stattliche, langgestreckte, prächtig gelbe Flecken im Landschaftsbild auf. Sie sind gebildet von der Blüte des Waides (*Isatis tinctoria*). Er ist bekanntlich eine uralte Kulturpflanze, die zur Gewinnung eines blauen Farbstoffes angebaut wurde. Er ist längst der Kultur entschlüpft und breitet sich nun als Kulturflüchtling mehr und mehr aus, auch nachdem der Anbau längst aufgehört hat. Mit ihm zusammen findet sich die Stinkrauke (*Diploaxis tenuifolia*), deren deutscher Name recht anfechtbar ist, denn in Wirklichkeit riecht die Pflanze unverkennbar nach Schweinebraten. Sie ist aus dem Mittelmeergebiet einst bei uns eingewandert und befindet sich als wenig fernausbreitungsfähiger Kreuzblütler, ebenso wie der Waid, heute noch in zwar langsamer, aber stetiger Ausbreitung. Beide Arten sind wärmeliebend und werden daher im Neckartal immer häufiger, je mehr wir uns seiner Mündung nähern. Im Rheintal beherrschen sie das Landschaftsbild oft weithin. In ihrem Vorkommen beschränken sie sich nicht auf natürliche Standorte, sondern besiedeln mehr und mehr auch künstliche, besonders Bahndämme. Hier hat sich ihnen ein dritter Kreuzblütler, die weißblühende Türkenkresse (*Lepidium Draba*) beigegeben, die mächtige, fast geschlossene, aber ebenfalls nur langsam weiterwandernde Siedlungen bildet. Sie ist im 18. Jahrhundert aus dem Südosten vermutlich auf dem Donauweg in Süddeutschland eingewandert; 1728 wird sie von der „Gänsebastey beim Comödienhaus“ in Ulm angegeben. Es gibt in unserer Flora wenige Pflanzen, die so starke Farbwirkungen in der Landschaft hervorrufen wie diese drei Arten. Auf ihren natürlichen Standorten kommt als urwüchsige Gesellschaft die auf der Alb und im Neckartal so häufige Steppenheide vor. Sie ist merkwürdig schwerbeweglich an alte Böden gebunden und vermag daher die mancherlei künstlichen Siedlungsgelegenheiten, die der Mensch vor allem beim Straßen- und Eisenbahnbau schafft, kaum auszunützen. So stellen sich an solchen Orten diese immerhin wesentlich leichter beweglichen, ähnliche Lebensbedürfnisse besitzenden Fremdlinge ein, die in ihrer Gesamtheit eine neue, mit der Steppenheide an Schönheit wetteifernde Pflanzengesellschaft

weiterer Wuchsorte, wo sie durch üppiges Wuchern das Landschaftsbild aufs stärkste beeinflusste. Merkwürdigerweise scheint dieser Neuankömmling den Wassersportlern vor den Botanikern aufgefallen zu sein.

Abb. 3. Auf einem Trümmerschuttauuffüllplatz in Untertürkheim ist ein ganzer Hain von jungen Götterbäumen (*Allanthus glandulosa*) entstanden



zu bilden im Begriff sind. Den drei genannten Arten haben sich – vorläufig noch in geringer Stückzahl – weitere schönblühende Arten zugesellt: das Aufrechte Fingerkraut (*Potentilla recta*), der Quirlblütige Salbei (*Salvia verticillata*), die Färberkamille (*Anthemis tinctoria*), die Rheinische Flockenblume (*Centaurea naculosa*), verschiedene Malven- und Königskerzenarten u. a. m. Auch sie entstammen zum größten Teil dem Mittelmeergebiet und finden sich daher besonders häufig in dem warmen Neckartalabschnitt Cannstatt-Untertürkheim. Dazu kommt ein wenig auffälliges, aber für den Pflanzeographen wichtiges Gras, die Aufrechte Trespe (*Bromus erectus*), sie zeigt, daß sich hier eine der Steppenheide nahe verwandte, auch der soziologischen Ordnung des Bromion angehörende Gesellschaft zu bilden im Begriff ist. Diese Neuerwerbung ist dank ihrer größeren Beweglichkeit, wenn schon auch nur schrittweise, im Stande, manche häßliche Wundstelle in der Landschaft – vor allem in trockener Südlage, wo sich die anspruchsvollere heimische Pflanzenwelt nicht wohlfühlt – nicht nur zu schließen, sondern ihr noch ausgesprochene Schmuckwerte zu verleihen.

Ähnliche Verhältnisse zeigen sich bei der Mauerflora. Mauern sind künstliche Felsen, die an sich der natürlichen Felsflora zwar zusagen, von der Mehrzahl ihrer Arten aber nicht erreicht werden. Von den Felspflanzen der Schwäbischen Alb sind es im wesentlichen nur die Farne, die sich an den Mauern des Neckartals mit Hilfe ihrer winzigen, vom Wind leicht verwehten Sporen angesiedelt haben. So sind es auch hier vor-

wiegend aus dem Garten entwichene Fremdlinge, die die Mehrzahl der Besiedler bilden. Alte Städte, vor allem Besigheim und Lauffen a. N., alte Burgen und Ruinen (z. B. der Asperg) beherbergen diese Flora. Besonders fallen auf: der Goldlack (*Cheiranthus Cheiri*), das große Löwenmaul (*Antirrhinum majus*), das stärker wärmeliebende und daher neckaraufwärts nur bis Lauffen vorkommende Ästige Glaskraut (*Parietaria ramosa*), mit ihnen zusammen wächst häufig eine urwüchsige Art, die Edle Schafgarbe (*Achillea nobilis*). Zu diesen sicher schon seit Jahrhunderten vorkommenden Arten der Mauerflora haben sich in jüngster Zeit zwei weitere Gartenflüchtlinge hinzugesellt, das Zimbelkraut (*Linaria cymbalaria*) und der Gelbe Lerchensporn (*Corydalis lutea*), auch sie sind wie die anderen im Mittelmeergebiet beheimatet und daher recht wärmebedürftig. Daß bei ihrer Ansiedlung zuweilen der Mensch mitgewirkt hat, zeigt das Beispiel des Dichters Heinrich Seidel, dessen Freude an den hübschen Blüten des Zimbelkrauts so groß war, daß er auf Wanderungen Samen mit sich zu führen und an günstigen Orten anzusalben pflegte. Das Zimbelkraut ist häufig auch auf Weinbergmauern übergegangen – gewiß unter wohlwollender Duldung durch den Weingärtner – und trifft hier mit dessen altem Schützling, der Pfingstnelke (*Dianthus cæsius*) zusammen, die heute freilich etwas aus der Mode gekommen zu sein scheint. Der Gelbe Lerchensporn breitet sich mit Hilfe der Ameisen, die seine Samen verschleppen, stark aus. Besonders auf Gartenmauern wird er von Jahr zu Jahr häufiger.



Abb. 4. Das Knollige Cypergras (*Cyperus rotundus*), ein Verwandter der bekannten Papyrusstaude, bildete eine Reihe von Jahren einen Schmuck des großen Müllplatzes von Neustadt (Waiblingen), bis der Bestand durch den Auffüllbetrieb vernichtet wurde

Eine größtenteils aus Fremdlingen zusammengesetzte Gesellschaft findet sich auch am Rand unserer Wege und Straßen, die sogenannte *Wegbegleitergesellschaft*. Der Verkehr verlangt Wege, die auch bei Regenwetter fest bleiben. Beim Wegbau sind so vom Verkehr kaum mehr benützte und daher den Pflanzen zugängliche Ränder entstanden, die so trocken sind, daß sie von unseren in einem feuchten Klima entstandenen Arten nicht mehr besiedelt werden können. Deswegen haben sich hier viele vor allem aus dem Mittelmeergebiet stammende dürrharte Fremdlinge eingebürgert, z. B. die Mäusegerste (*Hordeum murinum*), der Wegsenf (*Sisymbrium officinale*), das Eisenkraut (*Verbena officinalis*), weiter eines der allerschönsten Schmuckstücke unserer Flora, die Wegwarte (*Cichorium Intybus*) mit ihren prachtvollen himmelblauen Blüten, die sich freilich schon früh am Tage, gegen elf Uhr, schließen. Das jüngste Glied dieser Gesellschaft ist die Strahllose Kamille (*Matricaria discoidea*), die 1852 zuerst bei Berlin beobachtet wurde, aus dem Botanischen Garten entwichen, in Württemberg zunächst 1892 bei Ulm auftrat und heute einer der allhäufigsten Wegbegleiter ist, der auf wenig benützten Wegen sogar die Fahrbahn besiedelt.

Die größten Wundstellen, die unsere Heimat je besessen hat, sind die *Trümmerschuttflächen* unserer Großstädte, die der zweite Weltkrieg geschaffen hat. Ihre Standortverhältnisse sind im ganzen recht günstig, und so hat sich ein großer Teil unserer heimischen Pflanzenwelt, urwüchsige Arten und ein-

gewanderte Fremdlinge, an ihrer Besiedlung beteiligt. Auf dem Stuttgarter Trümmerschutt wurden z. B. 326 Arten von Wildpflanzen, darunter 132 Fremdlinge, festgestellt. Sie haben erstaunlich rasch, schon im ersten Jahr nach der Zerstörung, einen grünen Schleier über diese Stätte des Grauens gezogen. Besonders stark haben sich die Fremdlinge, darunter auch einige Gartenflüchtlinge, vermehrt; sie nehmen heute einen größeren Raum ein als die Urwüchsigen. Leider sind es größtenteils Windblütler mit unscheinbaren, grünen Blüten; auch haben die meisten dieser dürrharten Bewohner trockener Standorte eine dicke, schwer wasserdurchlässige Oberhaut und daher eine wenig schöne graugrüne Farbe. So wohlthuend diese vieles Häßliche verhüllende Pflanzendecke wirkt, wir vermissen doch die frischgrünen Farbtöne der Wiese und des Waldes. Daher ist es erfreulich, daß wenigstens eine bescheidene Anzahl schönblühender Arten sich mehr und mehr ausbreiten und bunte Farben in das Bild hineintragen. Von Gartenflüchtlingen ist zu nennen der Fliederspeerstrauch (*Buddleia variabilis*) mit prächtigen violetten Blütenrispen, den man in Stuttgart und Heilbronn nicht selten, in Pforzheim geradezu massenhaft, in mächtigen Büschen und mit reichem Jungwuchs antrifft (Abb. 2), und die im Garten so verbreitete Spätblühende Goldrute (*Solidago serotina*), die immer mehr auch andere Ödplätze besiedelt. Nur vereinzelt finden sich die übrigen Gartenflüchtlinge des Flußufers, weiter verschiedene Nacht- und Königskerzen, die Judenkirsche mit ihren roten

Abb. 5. Neckarufer bei Münster. Bei der Kanalisierung überzog sich das neuaufgeschüttete Erdreich in kurzer Zeit mit einer buntblühenden Pflanzendecke, die großenteils aus Einwanderern bestand (Königskerzen, Disteln usw.)



„Lampions“ u. a. (Abb. 3). Dazu kommen einige urwüchsige Arten unserer Flora, vor allem der herrschende Strauch, die Salweide (*Salix caprea*), die im Vorfrühling das lichte Gold ihrer männlichen Blütenkätzchen leuchten läßt, der Huflattich (*Tussilago farfara*) mit seinen gleichfarbigen Blütenkörbchen, die zu gleicher Zeit in Menge dem Boden entsprossen, und – wohl der schönste Schmuck des Trümmerschutts – das Schmalblättrige Weidenröschen (*Epilobium angustifolium*) mit seinen großen, prächtig roten Blüten.

Die seither behandelten Standorte werden vom Menschen kaum oder nicht ausgenützt und gewähren daher der Pflanzenwelt weitgehend Bewegungsfreiheit. Manche dieser Fremdlinge besitzen aber eine so starke Vermehrungs- und Ausbreitungsfähigkeit, daß sie als Ackerunkräuter trotz aller menschlichen Gegenwirkungen auch in wohlangebautes Kulturland eingedrungen sind. Zwar von den Getreideunkräutern (Klatschmohn, Kornblume, Kornrade, Rittersporn u. a.), die seit Jahrtausenden so entzückend bunte Töne in den Getreideacker gebracht haben, sind durch die Saatgutreinigung gerade die schönsten Arten selten geworden; dafür wandern andere Arten in die Ackerflur ein. Das hübsche aus Südamerika stammende Kleinblütige Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora*), das gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus Botanischen Gärten entwichen ist und schon früh auf norddeutschen Hackfruchtäckern Massensiedlungen erzeugt hat, die die Kulturpflanzen oft ganz verdecken und das Landschaftsbild aufs stärkste beein-

flussen, dringt langsam auch bei uns ein, vor allem auf den ihm besonders zusagenden Sandböden. Auf dem Stubensandstein der Buoher Höhen ist es bereits zu einer solchen, vorläufig noch örtlich begrenzten Massenvermehrung gekommen. Es hat hier nach einem Bauern, auf dessen Grundstücken sich das Unkraut infolge lässiger Bekämpfung besonders stark vermehrt hat, den Namen „Silcherblümle“ erhalten, ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie Volksnamen entstehen können. Seit wenigen Jahren wandert eine Gattungsgenossin, das Behaarte Franzosenkraut (*Galinsoga quadriradiata*), bei uns ein, von dem ähnliche Gefahren drohen. Auch eine neuerworbene Gartenpflanze, der aus dem Kaukasus stammende Fadenehrenpreis (*Veronica filiformis*), der besonders häufig auf Gräbern angepflanzt wird, ist der Kultur ent schlüpft und hat sich unter Unterdrückung des alten Pflanzenwuchses, sogar auf Wiesen, so stark ausgebreitet, daß er zur Blütezeit im Landschaftsbild stark auffällt. Vom wirtschaftlichen Standpunkt ist er eine sehr gefährliche Neuerwerbung unserer Heimat; seine Anpflanzung im Garten sollte unbedingt aufhören. Zwei weitere Beispiele für den Einfluß pflanzlicher Einwanderer auf das Landschaftsbild geben Abb. 4 und 5.

Wenn wir zum Schluß noch die Frage aufwerfen, ob unser heimisches Pflanzenkleid durch den menschlichen Einfluß eintöniger geworden ist, ob mehr Arten verloren gegangen sind als neu erworben wurden, so können wir – vielleicht zur Überraschung von man-

chem Naturfreund – feststellen, daß dies in den besonders wichtigen letzten hundert Jahren, die wir genügend sicher übersehen, auch in einem so dicht besiedelten Gebiet wie der Stuttgarter Umgebung nicht der Fall ist. Kirchner zählt in seiner Flora von Stuttgart (1888) 1017 Arten auf; heute (1952) sind es 1080. Wohl ist eine Reihe seltener Arten, darunter manche Kleinodien (Knabenkräuter!), verschwunden, dafür ist aber eine wesentlich größere Zahl von Ausländern eingewandert. Diese Neubürger mögen uns zunächst fremdartig erscheinen. Wir haben keinen Grund sie als unerwünschte Eindringlinge anzusehen. Es sind unter ihnen auffallend viele dürreharte Arten, die auch die infolge der Industrieentwicklung entstandenen sehr trockenen künstlichen Standorte zu besiedeln imstande sind, auf denen die anspruchs-

volleren heimischen Arten fast ganz versagen. Auch unser Pflanzenkleid ist in ständiger Veränderung begriffen; Arten kommen, Arten gehen. Wenn es, vor allem durch die zahlreichen schönen Gartenflüchtlinge, dabei formen- und farbenreicher wird, so können wir dies nur begrüßen. Der Weltverkehr hat auch in der Verbreitung der Pflanzen seine Folgen, die sich nicht vermeiden lassen. Falsch aber wäre es, wenn wir daraus den Schluß ziehen würden, dieser Bereicherung durch „Ansalben“ (durch Ansäen oder Anpflanzen) in der freien Natur, nachzuhelfen. Es würden daraus sicher fast nur unglückliche, dem Standort nicht entsprechende Vegetationsbilder entstehen. Wir dürfen das Schaffen der Natur mit wohlwollendem Interesse verfolgen, wollen uns aber hüten, es in vielleicht bester Absicht zu stören.



Torturm von Gemmrigheim. Mit Rücksicht auf die Erfordernisse des Berufsverkehrs mußte das bisherige Spitzbogentor verändert werden, doch gelang es auf diese Weise, das reizende Straßenbild zu erhalten. Neben einem Beitrag des Landesamts für Denkmalpflege hat auch der Schwäbische Heimatbund einen Beitrag zur Rettung des Tores gegeben.

Ein „Einhorn-Fund“ bei Niederhofen

Von Otto Lindt

In den Geheimen Ratsakten des Staatsarchivs in Stuttgart liegt unter dem Datum vom 22. Juni 1700 ein Bericht des Untervogts Ludwig Albrecht Hauff von Brackenheim an den Herzog Eberhard Ludwig über einen bei Niederhofen gemachten Fund von „unicornu fossile“, versteinertes Einhorn, der seines Inhalts und seiner Fassung wegen verdient, bekannt zu werden. Der Bericht lautet in wort- und schriftgetreuer Wiedergabe:

„Gestern abend hat Hans Jakobs Götzen Weib zu Niederhofen viel Stücklein von einem Gewächs in der Erden, so dem unicornu fossile gleicht, zusammen ein Pfund schwer wovon etlich Stücklein sub Nr. 1 hie beigefügt anher in die Stadt gebracht solches hin und wieder auch dem Apotheker allhier sehen lassen, der ihro, um den Ort, wo sie dieses minerale gefunden zu weisen, einen Taler versprochen. Das Weib hat die Stücklein endlich auch dem Keller und Verwalter gezeigt und weil beide dafür gehalten, daß es dem zu Kannstatt ohnlängst gefundenen und ausgegrabenen fast ähnlich, haben sie das Weib die Sach mir anzuzeigen, an mich gewiesen. Die hat mich nun berichtet daß sie vor 6 Jahren etlich Stücklin einer Baumnuß groß von eben solchem Gezeug zu Niederhofen nächst bei dem Dorf, an dem Rain eines Hohlwegs gefunden. Und weil ihrem vor 13 Jahren an Gichtern krank gelegenen Kind durch dieserlei Materie, welche weiland Hans Ulrich Weißenstein gewesener Anwalt zu Niederhofen schon vor vielen Jahren an eben diesem Ort gefunden, geholfen worden, habe sie die gefundenen Stücklein wohl verwahrt, erst vor 2 Jahren ihrer Geiß, die einesmals etwas Unrechts gefressen und schnell aufgeloffen, je etlich davon eingeschüttet, die sich gleich wieder erholt. Nach diesem im verwichenen Herbst 1 Jahr, ihr Sohn von 17 Jahren im Traubenlesen krank geworden, habe einen dick aufgeloffenen Bauch bekommen, vermutlich eine Spinne an Trauben gewesen, deme sie davon im Wein auch etwas eingegeben, der sei darauf gleich wieder munterer und recht worden, daß also wenn sie an den Ort wo sich solches Minerale gezeigt, vorbeigegangen, sie bisweilen danach gesehen und manchmal zu underst des Rains etlich Bröckelin gefunden. Gestern aber, als sie auf dem Weg nach Brackenheim begriffen gewesen habe sie an dem Rain ungefähr ein paar Stücklin und daß die Materie vom Rain inweg herunteren gewäret beobachtet, deswegen

sie den Rain hinaufgestiegen und mit ihrem Messer danach gegraben habe gleich bei einem Pfund, doch nicht an einem Stück, sondern bröckeleinweise herausgebracht. Und seie damit fort auf Brackenheim gegangen, habe es dem Apotheker gewiesen als der ihr vor etlich Stücklin schon vor 1 Jahr ein Landmünz gegeben mit Vorwandt, daß man das Pfund um 1 Taler kaufen könne. Diesmal er sie gezeigen, sie hätte solches von dem zu Kannstatt gefundenen Einhorn beigebracht, bis sie ihn mit Beteuern versichert, daß sie es zu Niederhofen aus einem Erd Rain bekommen, da denn er, der Apotheker, mit Verspruch eines Talers an sie verlanget, ihn an den Ort, wo sich solches Gezeug äußere, zu führen.

Nachdem ich nun selbstn auch dieses Minerale dessen das Weib an lauter kleinen Stücklein etlich Hand voll vorgezeigt vor ungemein und dafür gehalten, es dürfte etwas von dem unicornu fossile sein, so habe ich dem Schultheissen zu Niederhofen, den Ort über Nacht verhüten zu lassen, alsobald Befehl gegeben und mich heute allerfrühest daselbst hinverfügt, allda mit 6 Mann in dem Rain graben lassen, da sich denn gleich in ipsa superficie desselben, da die Erden nur ein wenig mit der Hauen geschürft worden hin und wieder etliche Stücklein, welche sub Nr. 2 hiebei verwahret, ergeben, durch gefolgt fernerer Graben, aber wurde weiter nichts gefunden ohnerachtet von 2 Ellen tief in den Rain auch über sich, unter sich und neben zu graben.

Dieser Rain oder Büchel findet sich zwischen 2 Hohlwegen, ist oben her je 10 Schub, unten am Fuß aber noch so breit und bei 60 Schritt lang, oben mit weißem Kies vermendet, unten aber von lauter Leberkies. Ob nun etwan wann der Rain recht durchgraben würde, so Zeit und Kosten erfordert, sich etwas hervortun möchte, lasse dahingestellt sein, indessen des obgedachten Hans Ulrich Weißensteins Wittib, jetzo Wendel Kolben Weib, von mir deponiert, daß ermet ihr erster Mann selig vor mehr dann 28 Jahren eine ganze Kappen voll von dergleichen Gewächs einesmals an eben diesem Ort gefunden die er, weil solches dem Einhorn so sehr er auf der Brackenheimer Apotheke einige Zeit vorher seiner Mutter abgeholt, ganz gleich gewesen, aufgehoben und zu Hause verwahrt davon auch seinen Pferden und Rindvieh mit gutem Effekt gebraucht, in dem französischen Alarm aber sei sie Deponentin, um solches gekommen.

Euer Gnaden habe hievon gehorsamst Bericht tun sollen nicht dafür haltend, daß es nötig weilen sich auf beschehenes nachgraben, von solchem minerali weiter nichts ergeben auch ungewiß, daß das gefundene von dem unicornu fossile, darüber untätigst zu berichten im Fall je dennoch E. Gnaden solches nötig erachten wollte gnädigsten Befehl gehorsamst erwartend, der mich anbei zu beharrlich gnädigster Propension untätiglich empfehle mit Verbleibung Euer Gnaden untätig gehorsamster Undervogt zu Brackenheim Ludwig Albrecht Hauff."

Um was handelte es sich bei dem Fund, den der Untervogt von Brackenheim eines so umständlichen Berichts an den Herzog für wert hielt und den der Apotheker Emmanuel Friedrich Rollwagen aus Brackenheim dem alten Weiblein aus Niederhofen mehr oder weniger gut bezahlt hat? Die ganzen Fundumstände weisen auf fossile Knochenreste hin. Geologisch steht um Niederhofen der Gipskeuper an, aber dieser enthält keine für damalige Zeit erkennbaren Wirbeltierreste. Das Keupergestein (der „Leberkies“ des Berichts) ist jedoch in der Gegend weitgehend von eiszeitlichen Ablagerungen, vor allem von Löß, überdeckt; der in dem Bericht erwähnte „weiße Kies“ war wahrscheinlich eine Diluvialschicht mit Kalkkonkretionen und die Fundstücke waren Teile diluvialer Säugerknochen. Dafür spricht auch der Hinweis auf den „ohnlängst“ bei Cannstatt gemachten Fund. Gemeint ist der große Mammutfund bei der Uffkirche vom Jahr 1700, der ungemeines Aufsehen erregt hatte; es war die erste planmäßige Fossilgrabung in Württemberg, ein Teil des geborgenen Materials wurde vom Herzog der Stadt Zürich geschenkt, ein Teil befindet sich noch im Besitz des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart. Daß die Niederhofener „Stücklein“ ebenfalls Mam-

mutreste, genauer Bruchstücke von Stoßzähnen des Mammuts waren, ist auch deswegen wahrscheinlich, weil die fossilen Mammutstoßzähne sehr leicht in eckige kleine Stücke zerfallen. Mammutreste sind zudem im Löß Württembergs nicht selten; W. O. Dietrich schätzte 1913 die Zahl der auf württembergischem Boden durch Funde nachgewiesenen Mammute auf etwa 3000, die Zahl der noch im Boden liegenden auf mindestens 100 000 und die Gesamtzahl der Tiere, die in der Eiszeit im württembergischen Raum gelebt haben, auf 20–24 Millionen.

Wie aber der Vogt von Brackenheim in seinem Bericht die Niederhofener Fundstückchen bald als „Gezeug“ oder „Gewächs“, bald als „Minerale“ und dann wieder als „unicornu fossile“ bezeichnet, so waren sich die Gelehrten über den Cannstatter Fund nicht einig. Sie dachten zwar auch an „Riesenbeinen“, sahen in den ausgegrabenen Knochen und Stoßzähnen aber auch wieder „ein Spiel und Werck der Natur“; selbst ein Vorstand der herzoglichen Sammlung hielt geraume Zeit später noch für möglich, daß die ausgegrabenen Knochen in der Erde „gewachsen“ seien, wobei er die Kalkkonkretionen des Lößes als „das principium und den Samen“ ansah, „woraus sich solche fossilia generieren“. Der Rat der Stadt Zürich aber führt die ihm überlassenen Stücke der Cannstatter Grabung in seinem Dankschreiben an den Herzog als „ansehnliche rariteten von allerhand gattungen Unicornum Fossilium“ auf, wie ja auch in dem Bericht des Brackheimer Vogts von „unicornu fossile“ die Rede ist.

Tatsächlich sind jahrhundertlang die fossilen Reste der diluvialen Elefanten, vor allem des Mammuts (*Elephas primigenius*), in geringerem Maß auch wohl des Waldelefanten (*Elephas antiquus*), auf das sagenhafte „Einhorn“ bezogen und unter dem Namen unicornu fossile, versteinertes Einhorn, als hochgeschätzte Medizin verwandt worden. Die Beziehung der mehr als armdicken und bis 3,5 Meter langen gekrümmten Stoßzähne dieser eiszeitlichen Elefanten auf das „Einhorn“ ist um so merkwürdiger, als das Fabeltier in allen bildlichen Darstellungen ziemlich schwächlich und mit einem dünnen geraden Horn wiedergegeben wurde (s. Abb. 1). Der Vogt und der Apotheker von Brackenheim werden freilich die gefundenen Stücklein einfach nach Herkommen und Handelsbrauch als „unicornu fossile“ bezeichnet haben. Jedenfalls aber war nach dem Bericht das vermeintliche fossile Einhorn um 1700 noch ein Begriff und gebräuchliches Heilmittel. Allerdings scheint es um diese Zeit, wie aus dem Bericht ersichtlich ist, in seiner Wertschätzung und seinem Preis schon so gesunken gewesen



1. Das „Einhorn“ aus der Cosmographie des Sebastianus Munsterus vom Jahr 1544

zu sein, daß auch ein einfacher Bauer die Wundermedizin für seine Mutter kaufen konnte; es sei denn, daß ihm der Apotheker statt des „unicornu verum“ in diesem Fall „unicornu falsum“ verkauft hätte...

* * *

Das „Einhorn“ hat niemals gelebt und ist doch kein reines Phantasiegebilde. Zunächst ist gewiß, daß die Vorstellung eines pferdeähnlichen Tiers, das als bezeichnendes Merkmal ein langes, von der Stirne nach vorn gerichtetes Horn tragen sollte, aus dem Orient stammt; sie findet sich schon im Alten Testament,* bei Aristoteles und bei Plinius und drang über die Gelehrtenstuben und Mönchszellen des Mittelalters erst verhältnismäßig spät in den europäischen Kulturkreis ein. Vom 16. bis 18. Jahrhundert glaubten aber Gebildete und Ungebildete fest an die Existenz des merkwürdigen Fabelwesens. Im 17. Jahrhundert gab es eine Unmenge Schriften, sogenannte Monocerologien, die sich mit dem „Einhorn“ befaßten; sie enthalten eine Fülle immer wiederholter phantastischer Behauptungen, wie die, daß das „Einhorn“ nur im Schoß einer Jungfrau lebendig gefangen werden könne. Das „Einhorn“ galt ja auch als Sinnbild der Keuschheit.

Das Urbild des „Einhorns“ ist nach überwiegender heutiger Ansicht in dem aussterbenden einhornigen Nashorn (*Rhinoceros unicornis*) Bengalens zu suchen. Dem deutschen Mittelalter war dieses Tier noch fremd; erstmals hat es Dürer 1515 in einem nach einem portugiesischen Vorbild gefertigten Holzschnitt bekanntgemacht. Die Beziehung des „Einhorns“ auf diese Nashornart hat große Wahrscheinlichkeit; selbst die zunächst grotesk anmutende Schilderung des Plinius, nachdem das Fabeltier einen Pferdeleib, den Schwanz eines Schweines, den Kopf eines Hirsches, die Füße eines Elefanten und ein großes, langes Horn auf der Stirn habe, erscheint im Blick auf das bengalische Nashorn bei genauer Überlegung nicht so unsinnig, wie sie sich zunächst anhört. Auch die weiße Farbe, die dem „Einhorn“ gemeinhin zugeschrieben wurde, trifft auf das bengalische Nashorn insofern zu, als sich dieses Tier gerne im Schlamm wälzt, der dann weiß auf trocknet (*Bengt Berg, Meine Jagd nach dem Einhorn*, 1933).

Die gegrabenen „Einhorn-Zähne“, in Wahrheit die

* 4. Mose 23, 22, 5. Mose 33, 17, Psalm 22, 22, Psalm 92, 11, Hiob 39, 9–11. Luther übersetzt an allen Stellen „Einhorn“; ob der Verfasser des Alten Testaments und auch Luther aus der Vorstellung seiner Zeit heraus wirklich an das fabelhafte „Einhorn“ gedacht haben, ist ungewiß. Neuere Autoren übersetzen „Wildstier“ oder „Büffel“.



2. Schillers Wappen aus dem Kaiserlichen Adelsbrief von 1802.
(Original im Schiller-Nationalmuseum Marbach)

Stoßzähne diluvialer Elefanten, vor allem des Mammut, galten bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts als hochwertige und kostbare Medizin. Diese pharmazeutische Verwendung eines Fossils steht nicht allein; auch die Belemniten dienten als Heilmittel gegen die verschiedensten Krankheiten, und in den chinesischen Apotheken wurden bis in die jüngste Zeit noch pliozaene und diluviale Säugerzähne zu medizinischen Zwecken vertrieben. So erwarb R. v. Koenigswald dort die ersten bekannten Zähne jener aufsehenerregenden Riesenvorfahren des Menschen, die unter dem Namen *Gigantopithecus* beschrieben wurden. Das „unicornu fossile“ fand in Deutschland vor allem bei Vergiftungen, gegen Bisse und Stiche, auch gegen Fieber und Durchfall, ja gegen Pest Verwendung; im 17. Jahrhundert wurde es zum Allheilmittel schlechthin. Zahlreiche, recht absonderliche Rezepte sind überliefert; das Wundermittel wurde Kranken, die es sich leisten konnten, gleich pfundweise verordnet. Die Wirkung wird etwa dem heutigen Bolus entsprochen

haben, beruhte im übrigen wohl wesentlich auf dem Glauben.

Da aber die große Nachfrage nach der Unicornu-Medizin durch die Mammut-Funde nicht befriedigt werden konnte, griff man offen oder heimlich zum Ersatz. Daher wurde scharf zwischen dem „unicornu verum“ und dem „unicornu falsum“ unterschieden. Zu ersterem, dem „gegrabenen Einhorn“, zählten die fossilen Elefantenzähne und merkwürdigerweise auch die Eckzähne des Höhlenbären, obwohl diese in keiner Weise mehr der hergebrachten Vorstellung des „Einhorns“ entsprachen. Viele Höhlen sind aus diesem Grunde so durchwühlt auf uns gekommen, bei Scharzfeld im Harz heißt eine Höhle noch heute Einhornhöhle, und unsere Bärenhöhle bei Erpfingen hätte sich also auch damals, wenn auch in ganz anderer Weise als heute, kommerziell auswerten lassen. Zum „unicornu falsum“ zählten vor allem die Stoßzähne des nordischen Narwal, die tatsächlich so aussehen, wie man sich das Horn des „Einhorns“ dachte (s. Abb. 1), ferner das Elfenbein des lebenden afrikanischen Elefanten, die Stoßzähne des Flußpferdes und die Walroß-Zähne. Aus diesen schloß noch Leibniz, daß zum mindesten ein Teil des „unicornu fossile“ von Walrossen stammen müsse. Das „unicornu falsum“ wurde wie das echte verwandt, doch schrieb man ihm viel geringere Wirkung zu und stand es entsprechend niedriger im Preis. Ähnlich unterschieden die chinesischen Apotheker bis auf unsere Tage zwischen dem „echten“ Horn des bengalischen Nashorns, das als

unfehlbares Mittel zur Erhaltung der Jugendkraft buchstäblich mit Gold aufgewogen wurde, und den „falschen“ minderwertigen Hörnern des afrikanischen Nashorns. Das bengalische Nashorn ist mit deswegen nahezu ausgerottet, weil sein Horn in China als zauberhaftes Verjüngungsmittel galt.

* * *

Heute glaubt niemand mehr an die Existenz des „Einhorns“, und auch seine medizinische Rolle ist ausgespielt. Die Erinnerung an das sagenhafte Tier, das die Phantasie der Menschen lange Zeit so sehr beschäftigt hat, blieb aber in mancherlei Form erhalten.

Viele deutsche Apotheken nennen sich nach dem alten Wundermittel heute noch Einhorn-Apotheken, zum Beispiel in Württemberg in Stuttgart, Heilbronn und Giengen an der Brenz. Als „mondenfarbenes Geheimnis“ geistert das Fabelwesen durch die romantisierende Dichtung und Kunst; am bekanntesten wohl auf Böcklins Bild „Das Schweigen im Walde“, das sich sehr genau an die alte Vorstellung des Tieres hält. Vor allem aber hat das „Einhorn“ in der Heraldik eine bleibende Zuflucht gefunden. Die ehemaligen Reichsstädte Schwäbisch Gmünd und Giengen an der Brenz tragen ein aufgerichtetes Einhorn im Wappen; beim großen englischen Staatswappen ist es Schildhalter. Von den zahlreichen Familienwappen, die das „Einhorn“ führen, ist besonders Schillers Adelswappen zu erwähnen, auf dessen Schild und Helm das „Einhorn“ mit nach vorn gerichtetem Horn sehr bezeichnend wiedergegeben ist.

Wir veröffentlichen den vorstehenden Beitrag aus der Feder von Otto Linck mit um so größerer Freude, als wir ihm bei dieser Gelegenheit zu einer hohen Ehrung unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen dürfen. Otto Linck ist zu seinem 60. Geburtstag am 15. Mai 1952 die Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften von unserer Heimatuniversität Tübingen verliehen worden: „Dem unermüdlichen, selbstlosen Erforscher der Geologie und Paläontologie seiner Heimat, dem begeisterten Naturfreund, dem ausgezeichneten Botaniker und erfolgreichen Forstmann in dankbarer Würdigung seiner vielseitigen Verdienste.“

Damit hat eine umfassende und weitreichende wissenschaftliche Arbeit ihre wohlverdiente Anerkennung von seiten der Fachwelt erfahren. Otto Linck ist aber mehr als anerkannter Fachwissenschaftler — er ist begnadeter Dichter und er ist Heimatfreund. Der Schwäbische Heimatbund ist stolz darauf, Otto Linck zu seinen engsten Freunden und Mitarbeitern zählen zu dürfen; seit langer Zeit ist Linck Ehrenmitglied unseres Bundes. Und wenn heute das Zabergäu seinen natürlichen landschaftlichen Charakter bewahrt hat, so ist das ausschließlich das Verdienst von Otto Linck, der seit bald einem Menschenalter als Forstmeister in Güglingen wirkt. Sein besonderes Augenmerk hat er auf das Kleinod des Zabergäus gerichtet, den Michelsberg, dem er ebenso intensiven Natur- wie Kunstschutz angeeignet läßt.

Bei der Würdigung seines dichterischen Schaffens ist mehrfach gesagt worden, Otto Linck gehöre zu den Stillen im Lande. Das ist nur bedingt richtig insoweit, als der Dichter in seiner menschlichen Bescheidenheit wenig Aufhebens von seinem Dichtertum macht. Aber die Stimme, die er im Chor der schwäbischen Dichter erklingen läßt, ist volltönend und von kräftiger Eigenprägung. Seine Lyrik („Sang im Sommer“) ist gefüllt mit Wohlklang, mit Besinnlichkeit, mit herzerfrischender Natürlichkeit. Und als Erzähler ist ihm ein Wurf geglückt wie die Kriegsnovelle „Sankt Martin“, die einmal zu den klassischen Erzählungen des deutschen Schrifttums gerechnet werden wird.

Hermann Hesse

Zum 75. Geburtstag des Dichters am 2. Juli 1952

Von Otto Heuschke

Jüngst erzählte mir ein deutscher Universitätslehrer, ein englischer Germanist habe sich mit der Bitte an ihn gewandt, ihm Literatur über den Geist an den schwäbischen theologischen Seminarien anzugeben, er sei mit einer Arbeit über Hermann Hesses Roman „Das Glasperlenspiel“ beschäftigt und versuche die Zusammenhänge zu erforschen, die zwischen den schwäbischen Theologen-Schulen, deren eine, Maulbronn, Hermann Hesse besucht hatte, und dem weltweiten Roman bestünden. Ich finde diese Beobachtung wichtig genug, um sie zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zu wählen. Wenn auch die Ursprünge von Hermann Hesses Werk woanders liegen mögen als in den Erlebnissen des Dichters in Maulbronn, so ist es doch bemerkenswert, daß ein Engländer, dem die Erforschung dieses Romans ein Anliegen geworden ist, auf die schwäbischen Ursprünge Hesses zurückgreift. Man übersieht sie gerne, nachdem Hesse längst zu einer der wesentlichsten Gestalten des geistigen Europa der Gegenwart geworden ist. Indessen aber wissen wir, und weiß auch Hermann Hesse, daß kein echter Europäer jemals die Ursprünge verleugnen konnte, aus denen er herausgewachsen ist. Das hat Hesse auch nie getan, er hat sich vielmehr je und je in den ihm gemäßen Formen zu seiner Heimat bekannt. Indessen wollen wir auch nicht übersehen, daß Hesse, obwohl er in Calw im Schwarzwald geboren wurde, seiner Abstammung nach kein reiner Schwabe ist. Wir wissen auch, wie gerade das Erbe, das ihm von den Ahnen überkommen ist, für seine seelisch-geistige Artung und damit für die Gestaltung seines Werkes bedeutsam und entscheidend war.

Die Eltern Hesses waren nach ihrer Geburt keine Schwaben, der Vater, der aus Weißenstein in Estland stammte, war seiner Staatszugehörigkeit nach Russe, seiner Stammeszugehörigkeit nach Balte. Die Mutter aber, eine Tochter von Dr. Hermann Gundert, war in Ostindien geboren, ihre Mutter, eine geborene Dubois, stammte aus Neuchâtel am Genfer See und gehörte einem Calvinistischen Winzergeschlechte an. Es sind also, wenn man es ein wenig schematisch ausdrücken will, nur ein Viertel schwäbischen Blutes in ihm, dagegen zwei Viertel baltischen und ein Viertel

französischen Blutes. Daraus erklären sich wichtige Züge seines Wesens, die im Werke immer wieder zutage treten, vor allem die für seine Produktivität höchst bedeutsame Spannung zwischen westlichem und östlichem Geiste. Hesse ist aber in Schwaben aufgewachsen, hier ging er zur Schule, hier erlebte er die Kindheit und die frühe Jugend, hier hatte er seine ersten Freunde, hier erfuhr er auch die ersten Zusammenstöße zwischen seinem sehr eigenwilligen und eigensinnigen Ich und der Umwelt. Die Kenner seines Werkes wissen, daß an vielen Stellen von diesen Jugendjahren die Rede ist, so vor allem in dem frühen Roman „Unterm Rad“ und in all jenen Erzählungen, in denen die Heimat, vor allem ihre Landschaft, gestaltet ist. Seine entscheidenden Werdejahre aber, die Zeit, in der er zu sich selbst erwachte, in der der Dichter in ihm geboren wurde, verlebte er in Tübingen, wo er in der Heckenhauer'schen Buchhandlung arbeitete und durch eine ausgedehnte Lektüre vor allem der Werke Goethes zu sich selbst fand. Von Tübingen freilich siedelte Hesse nach Beendigung seiner Lehrzeit und nachdem er sein erstes Buch hatte erscheinen lassen, nach Basel über, wo er neue Freunde und seine Frau fand. Nach seiner Heirat ließ er sich in Gaienhofen nieder, wo er als Freund und Nachbar Ludwig Finchs lebte, bis er nach seiner Rückkehr von der Indienreise in die Schweiz übersiedelte. Von nun ab kehrte er nur noch als Gast in seine Heimat zurück. Durch sein Werk aber lassen sich die Spuren seiner Gebundenheit an die schwäbische Heimat verfolgen. Wir sehen, um nur ein Beispiel zu nennen, wie das Kloster Maulbronn in „Narziss und Goldmund“ als Kloster Maria-bronn oder im „Glasperlenspiel“ als Waldzell wiederkehrt. Immer wieder leuchten in diesem reichen und weiten Lebenswerk wie verborgen fließende Wasser, die plötzlich an die Oberfläche treten, die Beziehungen zu Kindheit und Jugend in Schwaben auf. Das wollen wir bedenken, wenn wir nun an Hermann Hesses 75. Geburtstag unsere Gedanken aus Schwaben zu ihm nach Montagnola wenden. Wir wollen es tun in jenem schönen Sinn, daß wir in ihm einen Sohn unserer Heimat ehren, der wie so viele andere durch die in ihm selbst angelegte Natur wie

durch die besonderen Schicksale bestimmt wurde, in den deutschen und den europäischen Bereich hineinzuwachsen.

Hesses Gesamtwerk, wie es in lyrischen Gedichten, in Erzählungen, Romanen, in autobiographischer wie in deutender Prosa vorliegt, stellt die Begegnung eines Menschen mit der Welt des 20. Jahrhunderts dar. Dies aber auf eine so einmalige, unverwechselbar persönliche Weise, daß man es, wie das der Dichter selbst wiederholt getan hat, als ein Bekenntnis bezeichnen kann. Die einzelnen Werke erhalten dabei ihren Wert weniger durch die objektiv-formale Gestalt als durch die subjektiv-bekennnishaft menschliche Haltung, durch die innere Kraft also, die sie ihrem Schöpfer danken. Der Dichter hat gelegentlich auch davon gesprochen, sein Werk stelle eine „reue-lose Lebensbeichte“ dar, wobei dann wohl auf den Begriff „reuelos“ ein besonderes Gewicht fällt. Erinnert man sich, wie das gegeben ist, dabei an Goethe, der sein Werk eine große Confession genannt hat, so treten Gemeinsamkeiten wie Verschiedenheiten als bald zutage.

Daß dieses Werk die große Wirkung ausüben konnte, die ihm zuteil wurde, liegt daran, daß es Hesse gegeben war, die geheimen Kräfte und Mächte, die dem Zeitalter seine Gestalt gaben, zu erspüren und im dichterisch gestalteten Worte darzustellen. Stellvertretend für uns alle erlebte er die Irrungen und Wirrungen dieser Epoche. Er begnügte sich aber nie, diese allein darzustellen, er wies immer den Weg hinaus ins Lichte, in die Bereiche, in denen die polaren Spannungen des Lebens, wenn nicht überwunden, so doch für ein höheres Leben fruchtbar geworden waren. So vielfältig und reich das Werk Hesses erscheint, so gehen dennoch von seinem ersten Anfang, zumindest von dem Augenblick, da der Dichter sich selbst gefunden hat, bis zu seinem letzten Werke gemeinsame Züge, die es zu einem geschlossenen Ganzen zusammenbinden. Das aber ist das Höchste, was ein Dichter erreichen kann.

Es ist die Gestalt des Dichters selbst, die uns aus jedem Werk mehr oder minder deutlich entgegentritt, die Gestalt des Mannes, der durch das erwähnte Erbe in ein Kraftfeld großer Spannungen gestellt wurde. Durch Krisen mußte der Knabe und der Jüngling sich hindurchkämpfen, bis er den Weg fand ins tätige Leben. Nach seinem eigenen Bekenntnis hat er schon von seinem dreizehnten Lebensjahre ab gewußt, daß er nur Dichter werden könne. Wie schwer freilich der Weg zum Dichter war, ahnte er nicht. Aber er ging seinen Weg. Sein erstes Versbuch, das 1898 erschien,

hieß, bezeichnend genug, „Romantische Lieder“. Es ist aber keineswegs ein gerader Weg, der von diesem Anfang zu seinem letzten Buche führt. Wer ihn durchschreitet, der durchschreitet gleichzeitig unser Jahrhundert, wobei er freilich weniger den äußeren als den inneren Wesenszügen begegnet, denn Hesse ist kein Realist und auch kein Naturalist, so vertraut ihm die äußeren Erscheinungsformen der Welt und der Kultur sind. Hesse ist ein Künstler, der, ausgestattet mit den empfänglichsten Sinnen und den empfindlichsten Nerven, die Untergründe unseres Lebens erspürt, dem es gegeben ist, mit einer persönlich gefärbten und gefügten, immer vom Lyrischen her beschwingten Sprache seine Erlebnisse und Erfahrungen, seine Visionen und Hoffnungen zu gestalten.

Frühe schon sprach er aus, was eine junge Generation dumpf fühlte, was sie erhob und bedrückte. Wonach sie sich sehnte und verlangte, er stellte es vor ihre Seele. Vier Bücher vor allem waren es, die ihm in den Herzen der damaligen Jugend starke Wirkung verschaffte: „Peter Camenzind“ (1904), „Unterm Rad“ (1906), „Knulp“ (1915) und die Gedichte „Musik des Einsamen“ (1915). Es war die Absage an die leer gewordenen Lebensformen des Bürgertums wie an die sentimentale Romantik und einseitige Weltsicht des Naturalismus und Materialismus, es war der Aufbruch in ein neues, vor den Forderungen eines neuen Lebensgefühls standhaltendes Leben, die Heimkehr zur Natur, das Verlangen nach einem neuen Lebenssinn, die Feier des Lebens mit all seinen großen Herrlichkeiten, was diese Bücher erfüllte. Frisch und unverdorbt war die Sprache, in der sie geschrieben waren, der Duft von Wald und Feld, Wolke und Wasser lag über den Sätzen, die Seele klang wieder in der Musik seiner Prosa und seiner Lieder. Der Dichter war berühmt geworden, aber er war nicht sehr glücklich, ihn überfiel eine Lebenskrise, die ihn bis ins Innerste seiner Natur erschütterte, ihn überfiel der Weltkrieg wie Millionen andere Menschen auch. Aber was sie hinnahmen, konnte er nicht hinnehmen. Wie nur ganz wenig andere erlebte er den Zusammenbruch der europäischen Welt, deutete er, was sich im Inneren der Menschen vollzog, ohne daß sie dessen inne wurden. Was er erfahren, erlitten und erlebt hatte, sagte er in einem Buche aus, das ihn von neuem berühmt machen sollte, in dem Roman „Demian“, der 1919 erschien und um den sich die Besten der aus dem ersten Weltkrieg heimkehrenden jüngeren Generation scharten. In zwei Broschüren, „Zarathustras Wiederkehr“ (1919) und „Blick ins Chaos“ (1920), griff er

in die leidenschaftlich geführten geistigen Gespräche der Nachkriegszeit ein, setzte sich mit Nietzsche und dem Geist des Ostens, wie er in Dostojewskis Werk zutage tritt, auseinander. Die Älteren unter uns erinnern sich noch lebhaft daran, wie gerade in Stuttgart dieses Gespräch aufgenommen wurde.

Ein neuer Dichter war aus der Krisis geboren worden. Dichtungen wie die „Märchen“ (1919), „Klingsors letzter Sommer“ (1922), „Kurgast“ (1925), „Die Nürnberger Reise“ (1927), „Der Steppenwolf“ (1927), „Narziss und Goldmund“ (1930) sprechen von seinem Reichtum an Erlebnis und Erfahrung, an Vision und Traum, an Leiden und Qualen, aber auch an Glück und Erhebung. Nicht leicht sind die Fäden, die von einem Buche zum anderen gehen, aufzuzeigen. Für die tiefer Blickenden aber, die das Ganze im Auge haben; und nur wer das Ganze eines dichterischen Werkes in sich aufnimmt, kann es auch ergreifen; sind sie da. Überall spricht hier der Mensch, der, erfüllt von einer Redlichkeit ohnegleichen, die Unter- und Abgründe des Lebens bloßlegt, die des eigenen, wie im „Kurgast“ und der „Nürnberger Reise“, die der Zeit wie im „Steppenwolf“. Dazwischen aber steigt immer wieder das Rein-Dichterische, das an die große Tradition abendländischer Dichtung anknüpft, auf. Überall spricht der Dichter, der die Polaritäten des Daseins wie Vater und Mutter, Geist und Natur, Einsamkeit und Gemeinschaft, Seele und Sinne, Tag und Nacht, Morgen und Abend, Leben und Tod kennt, der sie bejaht und in fruchtbare Beziehung zueinander zu bringen sucht, der nichts verschweigt, nichts beschönigt, der nicht beiseiteschlüpft, der sich mit allen Widerständen und Widersprüchen auseinandersetzt, auch wenn sie ihn quälen und bedrängen. Er weiß, wie schwer es ist, als Mensch in dieser Welt zu stehen, und wie leicht es wäre, aus ihr herauszuspringen. Aber er kennt das große Trotzdem und ist überzeugt, daß wir als Menschen die Aufgabe haben, allen bitteren Erfahrungen zum Trotz uns durch das Dunkel zum Lichte hindurchzuringen. Hesse ist kein Idealist, er kann sich auch nicht einfach einer der durch Dogmen umgrenzten Religionen in die Arme werfen, er ist Individualist, der sich mit eigener Kraft und einer selbsterrungenen Frömmigkeit durchkämpfen und in nimmermüdem Ringen seinen eigenen Weg gehen will. Er hat es darum auch immer abgelehnt, mit seinem Werke anderen eine geistige Führung geben zu wollen.

Hesses Kunst ist aber nicht nur eine ästhetische Kunst, so reich sie an ästhetischen Schönheiten ist, so persönlich die Prägung ihrer Form sich darstellt. Sie ist vielmehr eine ethisch bedingte Kunst. Der Dichter

will und muß gestalten, was er selbst, ringend mit den Kräften und Mächten, die unser Leben formen und unser Schicksal bestimmen, erfahren und erlitten hat. Er will gestalten, wie er das Dunkel überwunden und sich dem Lichte verschrieben hat. Alle seine Bücher sind darum Bücher für reife Menschen, die es mit dem Gesetz: „Werde der du bist“ so ernst nehmen, wie es genommen sein will, so ernst, wie es der Dichter ein Leben lang selbst nahm. Hesse ist ein Einzelner, der weiß, daß, wenn etwas an der Welt gebessert werden kann, dies nur dadurch möglich wird, daß der Einzelne sich selbst überwindet, sich selbst zu einem immer reineren Menschentum hinauf-läutert, daß er Opfer bringt, daß er sein Leben in ein Werk oder in eine Tat verwandelt. Damit ist das Thema der nächsten Dichtung Hesses berührt, das die bisher letzte Lebens- und Schaffensepoche eröffnet, der märchenhaft-symbolischen Dichtung in Prosa „Die Morgenlandfahrt“ (1932), in der zum ersten Male von dem Orden derer gesprochen wird, die auf der Fahrt zu sich selbst sind. „Unser Morgenland war ja nicht nur ein Land und etwas Geographisches, sondern es war die Heimat und Jugend der Seele, es war das Überall und Nirgends, war das Einswerden aller Zeiten.“ Man könnte hier leicht von einem Wiederaufklingen der romantischen Linie in Hesses Wesen sprechen, und es müßte reizvoll sein, gerade diese Linie durch das Werk hindurch bis zu ihrem Ursprung hin zu verfolgen. Wie es überhaupt zu den beglückendsten Erlebnissen, die uns der Umgang mit diesem Werke gewähren kann, gehört, die Verbindungslinien, die von einem zum anderen laufen und die Glieder zu einer Einheit zusammenschließen, zu erkennen. Dabei zeigt es sich dann alsbald auch, daß die letzte große Dichtung, in der wir die Krönung dieses reichen Lebenswerkes sehen, „Das Glasperlenspiel“ (1943) keineswegs isoliert steht, wie viel mehr gerade in ihr fast alle Themen Hesses auf der Höhe der Alterseinsicht und der Altersweisheit wiederaufgenommen sind, wie der Dichter die Ernte seines Lebens, alles was er an Lebenserfahrung, Lebens-einsicht gewonnen, in diesem schönen und tiefen Buche zusammengefaßt hat. Man hat diesen Roman, der in einem kommenden Zeitalter im Jahre 2400 angesiedelt ist, einen Erziehungsroman genannt und hat Verbindungslinien gezeichnet, die von ihm zu Goethes „Wilhelm Meister“ gehen. In einer pädagogischen Provinz, die hier den Namen Kastalien trägt, wird eine geistige Elite ausgebildet. Das Ziel dieser Ausbildung bleibt der vollkommene Mensch, in dem sich die Lebensspannungen zur Harmonie gefunden haben, der Mensch, der durch die lebenformende Kraft des

Geistes, der Kunst vor allem, berührt und gestaltet wurde. Josef Knecht, der Held des Romans, durchläuft alle Stufen dieser Ausbildung, bis er zur höchsten, der eines Magister Ludi, eines Glasperlenspielmeysters, aufsteigt. Unerschöpflich ist der Reichtum dieses Romans, sein geistig-künstlerischer wie sein ethischer und metaphysischer. In ihm hat sich östliche Weisheit mit pythagoreischer Zahlenmystik, große Liebe zur Musik mit romantischem Denken zu einer Einheit zusammengeschlossen. Wie weit in ihm auch pietistische Mystik, wie sie dem Dichter aus dem schwäbischen Erbe zugekommen sein könnte, Gestalt gewann, wäre besonders zu untersuchen. Uns erscheint es immer wieder wie ein großer Trost, daß uns in dem schweren Jahrzehnt zwischen 1932 und 1943 gerade dieses Werk geschenkt werden konnte, durch das so vieles aufgewogen wurde, was an zerstörender Gewalt in die Welt kam. Daß dies in deutscher Sprache möglich war, verpflichtet uns in vielfältigem Sinne, uns seiner würdig zu erweisen. Sind doch die großen Werke der Kunst uns nicht gegeben, daß wir sie in unseren leeren Stunden genießen, sondern daß wir die uns in ihnen dargereichten geistigen und seelischen Kräfte in unser Leben einbeziehen und durch unser eigenes Sein und Wirken in die Epoche wieder ausstrahlen. Es ist ein geschlossener Kreislauf, der vom Leben in die Kunst und von der Kunst in das Leben zurückreicht.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Glasperlenspiel erschien die Gesamtausgabe von Hesses Gedichten (1942), einige Jahre später kamen dazu die „Briefe“ (1951) und die „Späte Prosa“ (1951). Wir können hier beim einzelnen nicht verweilen, so verlockend es wäre, auf all die Kostbarkeiten hinzuweisen, die in den Bänden verborgen sind. Wir wollen auf das Ganze sehen, in dem sich der Reichtum eines dichterischen Lebens ausbreitet. Neben den großen Eckpfeilern, die wir erwähnten, stehen, wie Verbindungswände, die zahlreichen Erzählungen und Novellen, die Prosa, die mit leuchtender, immer lebendiger Sprache Landschaften und Begegnungen hinzeichnet, stehen die Aufsätze, die sich mit der Zeit und ihren Problemen auseinandersetzen und bis in die Bereiche des Politischen reichen, stehen endlich die Essays, die verschollene Gestalten, vergessenes Erbe heraufrufen, die die Erinnerung festhalten an Ahnen und Freunde.

Es ist ein unübersehbarer köstlicher Besitz für den, der geistige und künstlerische Werte noch zu empfangen und zu schätzen fähig ist. Es ist eine kaum übersehbare Fülle menschlicher Gestalten, die dieser Dichter schuf, aus vielen von ihnen blickt uns das Antlitz ihres Schöpfers selbst in immer neuen Verwandlungen entgegen. Wie Goethe hat er gerne die zwei Seelen, die in seiner Brust leben, zwei Gestalten aufgeladen, um derart die Lebenspolaritäten sichtbar zu machen.

Wir können diese Betrachtung nicht anders beschließen, als damit, daß wir den Eremiten von Montagnola aus seiner Heimat grüßen, daß wir ihm danken für sein Werk, von dem wir glauben, daß es noch lange wirken werde. Hesse ist frühe zum Europäer geworden, aber er hat sich immer zur Heimat und zu jenem geheimen Deutschland bekannt, in dem sich die besten Deutschen vereint wußten. Das sollten auch die nicht vergessen, die ihn aus politischen Gründen bekämpfen zu müssen glaubten. Sie sollten nicht übersehen, daß es immer wieder die besten Deutschen waren, die die Fehler ihres Volkes zu geißeln versuchten, nicht aus milderer, sondern aus größerer Liebe. Ein Werk wie das seine, errichtet auf den Fundamenten absoluter Redlichkeit, gespeist aus den Kräften der abendländischen Kultur, wird bei denen immer Widerspruch erwecken, die, im engen Kreise lebend, nur sich selbst bestätigt sehen wollen. Das liegt in seiner Natur. Daß es aber auch die Liebe und die Begeisterung auszulösen vermochte, die ihm in so hohem Maße zuteil wurde, und ohne die hier auf Erden nichts Großes geleistet werden kann, wollen wir als das schönste Zeichen seiner Wirkung betrachten. Daß hier ein schöpferischer Mensch sein Leben rückhaltlos dem Werke opferte, das ist das Größte, was hier auf Erden zu leisten möglich ist. Wer das Schrifttum der Gegenwart kennt, weiß, wie selten solch eine Verwandlung eines reichen Lebens in ein Werk gelungen ist. Um so teurer soll uns deshalb dieses Werk bleiben, und wir wollen nicht aufhören in unserem Bemühen, es denen, die uns nachfolgen, der unter uns aufwachsenden Jugend vor allem, in seiner Eigenart, seiner Reinheit und seiner Schönheit zu übermitteln.*

* Der Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main legt als Festgabe zum 75. Geburtstag Hermann Hesses eine Ausgabe: „Gesammelte Dichtungen“ in 6 Bänden vor.

Neue Bauordnung des Fürstenthums Württemberg 1568

Durchwandern wir unsere alten Städte und Dörfer, die ihre Eigenart durch die Jahrhunderte bewahrt haben, so freuen wir uns ihrer Schönheit, ohne viel zu fragen, wie diese denn zustande gekommen sei; sie scheint uns so selbstverständlich wie Blume und Tier, wie Feld und Wald, wie Regen und Sonnenschein. Am wenigsten kommt uns der Gedanke, dieser scheinbaren Regellosigkeit, die immer neue überraschende Blicke erschließt, könne so etwas wie eine Bau-Ordnung zugrunde liegen; lieber noch glauben wir an eine Art sechsten Sinn, einen „Instinkt“, der all diese Kostbarkeiten geschaffen haben soll.

Bauordnung – wer denkt dabei nicht an Hemmnis und Paragraphen und hält sie nicht für ein echtes Kind unserer bürokratischen Zeit? In Wahrheit gab es jedoch in allen Epochen Bausatzungen – in Zeiten baulicher Kultur sogar durchweg strenge.

Die erste Württembergische Bauordnung – auf „Landesebene“, wie man heute so „schön“ sagen würde – hat Herzog Christoph 1568 geschaffen: „Unser geliebte Landschaft zu Gnaden, auch besserung des gemeinen Nutz, und zu zier, auch wolstand in den Stätten, und zu gespärigkeit in den Dörffern“ ...

Jede Seite des Folianten atmet schwäbische Gründlichkeit und Rechtschaffenheit. Dabei sind die vielfältigen bedachtsamen Regeln keineswegs als starre Gesetze gedacht, vielmehr „solle die Gelegenheit der Statt oder Fleckens, des Platz, die nottdurft und das Vermögen des, der bawen will, in allweg angesehen, betrachtet und bedacht werden.“

Vor dem Erscheinen der „Bawordnung“ gab es „allerhandt unordnung, ungleichheit, unrichtigkeit, dem gemeinen nutz zu schmälerung, abgang, übelstand, bösem geschmack unnd gestanck, auch zu feursgefahr, deßwegen denn nicht allein Unsere Underthonen, in weitläuffige Rechtfertigung, allerhandt beschwerliche und ungleiche, auch die billichkeit ungemessene weiterung gerathen und erwachsen, dadurch etwa ein Bescheid wider den andern, nit ohne großen auffgewandten uncosten, Müh, arbeit, versäumnis und widerwillen, ergangen, sonder auch Uns, Unsern landhoffmeister, Hoffrichter, Cantzler, unnd Rähten, viel vergebendliche Müh, mit supplizieren, appellieren, unnd anderer ver hinderung Unserer Geschäften unnd verrichtung, ervolgt.“

Der Sinn der neuen Satzung war also das Eindämmen des „Papierkrieges“, keineswegs sein Entfachen. Man hatte gemerkt, daß eine Bauordnung gegenüber einer Bau-Unordnung doch das kleinere von zwei Übeln ist! Der erste Teil der „Newen Bawordnung“ behandelt die Einfügung neuer Baulichkeiten und ihre technische Beschaffenheit, ihr „ander Theil“ der „Handwerksleut



Ordnungen“. Den Anfang macht eine charakteristische Neuerung: es werden zu den seitherigen „Jährlich Undergängern“, die vornehmlich die Feuerschau ausübten, „geschickte, taugenlich Bawbeschawer, unnd Werckmeister“ amtlich bestellt – in der Erkenntnis, daß nur dann ein Gesetz etwas Gutes ausrichtet, wenn es verständig, sachverständig gehandhabt wird. – Und dann heißt es weiter: „Wer einen newen Baw thun will, der soll vor allen Dingen der Obrigkeit solliches zuvor anzeigen. (Also keine „Schwarzbauten“!) Alsdann sollen bey Unseren Stetten der Amptmann unnd Burgermeister, unverzüglich den geschworenen Undergang, unnd derselben Statt sondere verordnete Bawbeschawer, sampt den bestellten Werckmeistern, oder wo deren keiner vorhanden, sonst einen verständigen Zimmermann – auff den Platz verordnen, auch allen anstoßenden Nachbawren, welliche diser Baw berühren möchte, darzu verkünden. Dieselben sollen des, der bawen will, meinung und vorhaben, dessgleichen der Anstösser unnd Nachbawren gegenbericht, einred unnd beschwerden, so sie deren einicherlei hetten, genugsam anhören, den Augenschein nottdurfftiglich, unnd mit fleiss einemen. Unnd alsdann vermög diser Unser Ordnung, lautere, ausstrukenliche,

underschidliche mass unnd bescheid geben, wie gebawt werden soll."

Auf so lebensvolle Weise also wurden die Bilder unserer alten Städte und Dörfer an Ort und Stelle geprägt: wie charakteristisch heben sie sich von den eintönigen „Reißbrettstraßen“ der jüngsten Jahrhundertwende ab! Dabei sollte die Obrigkeit „die Partheien, als zu dem gemeinen Nutz mitgelobte Burger, mit der gütin vermanen, vermögen, und vergleichen“. – Der „Übertretter diser Satzung“ aber erhielt eine „gebürliche ernstliche straff“: er mußte in des Herzogs Kasse neun Gulden, dazu der Stadt „fünff Pfund Heller für ihr Rugung“ zahlen und überdies den eigenmächtigen Bau wieder abreißen!

Die „Baupflicht“, von der jetzt wieder die Rede ist, ist schon in der Bauordnung von 1568 enthalten: konnte oder wollte einer trotz Aufforderung durch die Gemeinde ein baufälliges oder niedergebranntes Haus in einer Frist von ein bis drei Jahren nicht wieder erstellen, so durfte die Gemeinde das Baugrundstück an sich ziehen und einem anderen zum Bauen überlassen. Dies Recht sollte aber nur ausgeübt werden „mit der Bescheidenheit: dass die reichen die unermöglichen nicht übertreiben, und ihres gefallens undertrucken.“ Dieser Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit findet sich immer wieder ausdrücklich betont.

Die zahlreichen Handwerksregeln sind interessant und ergötzlich, aber auch schwierig zu lesen: wer versteht heute noch Fachausdrücke wie „Hofraitine, Ausstösse, Fürschöpffe, Creitzgassen, Kemetter, Caneln“? Alle Baufragen der damaligen Zeit werden gewissenhaft behandelt, bis herab zu den Vorschriften über den Bau von „badstüblin unnd heimlichen Gemachen“.

Daß das ehrbare Handwerk jedoch nur auf dem Boden harter Arbeit gedieh, beweist der „Handwercksleut gemeine Regel“, welche die Arbeitszeit der Gesellen und Lehrjungen festlegt: „Wann sich aber im Hochsommer der tag wol erstreckt, alsdann soll man morgens umb vier Uhr anstehen, umb siblen Uhr zu der Suppen gehn, ein völlige halbe Stund, zu Mittag umb eilff Uhr zu dem Mittagessen, ein gantze Stund, zu abends umb Versperzeit umb drey Uhr das Underbrot essen, wider ein völlige halbe Stund, unnd dann zu nachts umb siblen Uhr von der Arbeit gehen. Aber an den Feyerabendt, gibt man kein Underbrot, sonder es soll füran geschafft werden, biß zu sechs Uhren, alsdann hat man ein stund früher, weder zu andern wercktagen, feyerabendt.“

„Das Wintertaglohn aber geht an auff galli, unnd geht wider auß auff Cathedra Petri. Unnd soll im Wintertaglohn, ein jeder Schaffer oder Handwercksmann, mit sampt dem tag an der Arbeit sein, unnd zuvor morgens bey der finstere daheimen Suppen essen: Umb zwelff Uhr, soll er zum Mittagessen gehn, biß auf ein Uhr, und alsdann an der Arbeit bleiben, bis es nacht würdt.“

Lang wurde also damals – 1568 – geschafft, aber vermutlich auch gut gevespert! Hans Gerber

Landschaftspflege

entlang den Württ. Eisenbahnen

Wir sehen heute die Landschaft anders an wie zu der Zeit, als die Eisenbahnen gebaut wurden. Einen Einschnitt, der nicht durch eine Humusdecke geschlossen wird, empfinden wir als Wunde. Der Eisenbahnbau und der frühere Straßenbau haben allgemein solche Wunden offen gelassen und die Heilung der Natur anvertraut. Um aber aus einem Rohgestein eine Humusdecke zu schaffen, dazu gehören große Zeiträume, und selbst dann bleiben noch häßliche Narben. Die angeschnittenen Gesteine antworten allerdings auf die Verwundung verschieden. Lößschichten, Mergel und Tone, auch leicht verwitternde sandige Gesteine verhalten sich der Verwitterung gegenüber gleichsam nachgiebiger als Urgestein, Sandsteine, Kalke, Dolomite und Steinmergel, so daß die Bahneinschnitte sich jeweils dem Auge heute ganz verschieden darbieten. Selbst gemähte Rasenflächen und Obstwiesen sind möglich geworden, während an anderen Stellen die Wunden noch offen oder nur mit kümmerlichem Wildgras und Gesträuch bedeckt sind. Gelegentlich, besonders an Rutschstellen, sind schon seinerzeit Akazien gepflanzt worden, die sich mit Hilfe ihrer Wurzelbrut ausgebreitet und zu ganzen Gehölzen entwickelt haben. Von Zeit zu Zeit werden sie kahlgeschlagen und das Holz wegen seiner Dornen meist verbrannt. Es ist eine Art fester Überlieferung, daß die Bahnböschungen an Einschnitten und auch auf Dämmen der Betriebssicherheit wegen möglichst kahl gehalten werden. Das beste Hilfsmittel hierzu ist das Abbrennen (gestattet ist dies in der Zeit vom 1. Oktober bis 15. März). Wir haben uns an diese Erscheinungen gewöhnt, obwohl gerade durch das Brennen nicht bloß viele Tiere vernichtet, sondern auch die Humusbildung und die natürliche Entwicklung der Pflanzenwelt hintangehalten werden. Auch an die unschönen langweilig wirkenden Akazien, an offene unordentliche Böschungen haben wir uns gewöhnt. Und doch könnte das alles anders sein. Zwar kommt eine bessere Ausformung der Böschungen nach Art der Autobahn und eine Überdeckung der alten Wunden mit Humus keineswegs mehr in Frage; aber es muß dennoch überlegt werden, wie man die heutigen Zustände bessern und den höheren Anforderungen der Reisenden an das Landschaftsbild, aber auch denen des Naturschutzes im eigentlichen Sinne Rechnung tragen kann. Dies ist ein alter Wunsch des staatlichen und des privat getriebenen Naturschutzes, und dies um so mehr, als in vielen Gegenden die Bahndämme und Böschungen inmitten völlig kahler und intensiv genutzter Kulturlandschaften die einzigen Flächen sind, auf denen noch Hecken stehen und die nützlichen Vögel Unterschlupf und Nistgelegenheit finden können. Große Kosten könnten dafür freilich nicht aufgewendet werden.

In einer Besprechung über diese Fragen mit Herrn Präsi-

dent Auer von der Bundesbahndirektion Stuttgart vom 22. Januar 1951 fand ich als Landesbeauftragter für Naturschutz ein überraschend großes Verständnis. Ich wurde gebeten, meine Vorschläge schriftlich einzureichen. Diese wurden dann unverändert mit einem Erlaß der Bundesbahndirektion und mit ergänzenden Zusätzen an die Außenstellen (Bahnwärter und so weiter) weitergegeben und zur Durchführung empfohlen. Selbstverständlich muß die Betriebssicherheit garantiert sein. Auch die Förderung der gärtnerischen und landwirtschaftlichen Nutzung bahneigenen Geländes wird der „Eisenbahn-Landwirtschaft“ zur Pflicht gemacht. Das Brach- und Ödland soll aber künftig im Sinne des Naturschutzes und der Landschaftspflege behandelt werden. Die Bahngärtnerei Fellbach liefert zur Anpflanzung unentgeltlich Sträucher und Bäume. Das Abbrennen von Böschungen soll nur noch ausnahmsweise stattfinden, aber vorhandene Gehölze sollen dabei geschont werden. Die Schmutzschotter des Bahnkörpers sollen auf möglichst kleinen Flächen und nicht zerstreut gelagert werden. Bei der Unkrautvertilgung durch Sprengwagen sind die Bahnböschungen zu schonen. Der Heckenschnitt soll beschränkt werden. Im einzelnen habe ich ungefähr folgende Vorschläge gemacht:

1. Landwirtschaftlich genutzte Flächen, besonders Obstanlagen, sollen ein erfreuliches Bild darbieten und allen Kitsch und alle Spielereien vermeiden. Auch kleine Bauten sollen einer anständigen Baugesinnung entsprechen.
2. Wo Raum vorhanden ist, können die Grenzhecken durch ungeschnittene bodenständige Wildhecken, unter Umständen sogar durch Gehölzstreifen, ersetzt werden. Auf diese Weise entstehen ideale Vogelschutz- und gleichzeitig Windschutzhecken.
3. Das Abbrennen der Böschungen ist tunlichst zu unterlassen, damit sich nach und nach ein Humus bildet und die einheimischen Sträucher und Bäume sich einstellen. Das meiste schafft die Natur selbst, wenn das Feuer sie nicht stört. Durch Anpflanzung kann nachgeholfen werden. In Frage kommen: Erlen, Hasel, Sale, Liguster, Hartriegel, Pfaffenhütchen, Wildrosen, Weiß- und Schwarzdorn, Brombeere, Wolliger Schneeball, Vogel- und Mehlbeere, Feldahorn, Aspe, Hagbuche, Eiche und andere. Die Akazie ist kurz zu halten. Diese Gehölze werfen erhebliche Mengen von Brennholz ab.
4. Die Anfangs- und Endpunkte von Dämmen und Einschnitten sollten besonders sorgfältig bepflanzt werden.
5. Von diesen Hecken und Gehölzen wird eine wohltätige Wirkung auf das Landschaftsbild ausgehen, die vor allem der Reisende empfinden wird. Selbstverständlich soll eine schöne Aussicht nicht zugepflanzt werden. Durchblicke sind aber schöner als Nacktheit des Vordergrundes. Aber auch andere Wohlfahrtswirkungen gehen von diesen Gehölzen aus. Sie dienen der Verbesserung des örtlichen Klimas, dem Vogelschutz, ja

dem Pflanzen- und Tierschutz überhaupt. Es entstehen neue Lebensgemeinschaften, deren Bildung durch das regelmäßige Abbrennen dauernd verhindert wird. Hummeln und Bienen vermehren sich und befruchten unsere Obstbäume. Die Feldmaus kann sich nicht ausbreiten, da sie Gehölze mit Waldklima vermeidet.

6. Drahtleitungen im Luftraum sollten ganz verschwinden. Die Tragweite dieser fortschrittlichen Einstellung der Bundesbahndirektion Stuttgart ist sehr groß und diese Umstellung der Bahnverwaltung für die Naturschutzbestrebenungen höchst erfreulich.

Hans Schwenkel

„Stuttgart hat sein Gesicht verloren“

Unter dieser Überschrift berichtet die „Stuttgarter Zeitung“ vom 13. Mai 1952 über die Eindrücke des Malers Reinhold Nägele bei seinem ersten Nachkriegsbesuch in der schwäbischen Heimat. Sie schreibt u. a.: „Sein Paß ist amerikanisch geworden, aber sein Herz und seine Sprache sind schwäbisch geblieben. Noch mehr als früher hat er sich in seine eigene Welt zurückgezogen. Aus ihr blickt er kritisch, fast möchte man sagen mißtrauisch, auf das geschäftige Treiben, das doch so wenig Bleibendes schafft. Um so gewichtiger ist, was er uns zu sagen hat.“ Hören wir nun Reinhold Nägele selbst:

„Stuttgart? Das ist furchtbar, ganz furchtbar! Ich wußte ja, daß so vieles zerstört ist. Freunde haben mir davon geschrieben; mein Sohn Thomas hat mir über seinen Besuch im letzten Jahr berichtet. Aber wie furchtbar es ist, hatte ich mir nicht vorgestellt. Es sind nicht in erster Linie die Zerstörungen und ihre Sinnlosigkeit, es ist die Sinnlosigkeit des ganzen Wiederaufbaus, von dem man mir so viel Rühmendes erzählt hat. Verstehen Sie, was ich meine? Sinnlosigkeit? Ohne Sinn! Es ist kein Sinn zu fühlen hinter dem, was ich gesehen habe. Die Weltstadt ist entsetzlich in ihrer Öde und Leere. Die Ruinen gleich nach dem Bombenhagel müssen noch eher ein Gesicht gehabt haben als dieses aufgeräumte Chaos. Kein Gesicht! Nirgends ein vertrauter Zug! Auch da nicht, wo wieder aufgebaut wurde. Die Königstraße – das soll Stuttgart sein? Das ist eine amerikanische Kleinstadt! Stuttgart – das war doch etwas, ich meine in der Substanz.

Sicher wäre es sinnlos, wollte man die alten, schönen Gebäude imitiert wieder aufbauen. Aber die Substanz hätte man doch retten sollen. Der Marktplatz? Furchtbar! Wenn ich nur lachen könnte über die Konditorenschachteln, die man da hingestellt hat. Es ist auch nicht zum Weinen, es ist zum – Krankwerden! Nein, in diesem Stuttgart könnte ich nicht mehr leben. Sehen Sie, hier in Murrhardt kommt mir das Leben auch ein bißchen teigig vor, aber das Städtchen hat doch noch ein Gesicht. Es stimmt mit der Landschaft überein. Was man im Stadtkern von Stuttgart aufbaut, könnte überall stehen, deswegen ist es eben nicht mehr Stuttgart. Schade! Sehr schade!“

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

XV. Gemeinschaft und Gesellschaft

(wegen der zentralen Stellung dieses Kapitels wird auf die sonst üblichen Verweise auf jeweils verwandte Stellen im Wegweiser verzichtet)

In den bisher behandelten Kapiteln war vorwiegend von gegenständlichen Erscheinungen der Volkskultur die Rede. Im Bereich von Haus und Hof, Dorf und Stadt, Wirtschaft und Verkehr handelt es sich vor allem um Ausdrucksformen einer bestimmten Wesenheit der Menschen, ihrer Haltung und Einstellung zu den Dingen; den inneren Kern der Formen zu erschließen, wird immer unsere letzte volkskundliche Aufgabe sein.

Mit dem vorliegenden Kapitel geht es nun über den Gegenstand, über faßbare Kulturleistungen der mannigfaltigen gearteten menschlichen Gemeinschaften, die als Teile der Volksgemeinschaften volkskundliche Betrachtung verdienen, hinaus zu diesen Gemeinschaften selbst. Wir versuchen also, die Gestalter und Träger des – wie immer – gemeinschaftsgebundenen Kulturgutes selbst in den Blick zu bekommen. Die Gemeinschaften allein sind der Boden, auf dem sich die volkstümliche Kultur als eine Gemeinschaftskultur jeweils besonderer Art und Prägung entfaltet. Wir müssen uns daher immer wieder von den Meistern der Volkskunde sagen lassen, daß es „eitel Plunder“ sei, Brauch oder Lied, Tracht oder Sage zu sammeln, zu sichten und zu untersuchen, wenn wir nicht dahinter die Menschen in ihrer besonderen Gemeinschaft sehen wollen; aus ihr heraus und in ihr allein vermögen alle diese Blüten zu sprossen. Damit wollen wir also aus der Betrachtung der „Gegenstände“ im menschlichen Lebensraum zu dem in Gemeinschaften wurzelnden Menschen selbst vordringen; hier hoffen wir, uns dann auch einen Schlüssel zu erwerben, der uns in den anderen, (vornehmlich in den folgenden) Kapiteln die Fülle der geistigen und materiellen Kulturgüter aufschließen und verstehen helfen soll.

Bei solchen Betrachtungen scheinen folgende Gesichtspunkte besonders wichtig:

1. Jede Gemeinschaft ist nach ihrem inneren Lebensinhalt und nach ihrer Form ein Organ in dem mit dem Verstand wohl nie völlig zu begreifenden Organismus der ganzen Volksgemeinschaft. Uns beschäftigt dabei vor allem die Art und Form des Zusammenschlusses und Zusammenhaltes in Familien- und Blutsgemeinschaft, in Nachbarschafts-, Dorf- und Wohngemeinschaft, in wirtschaftlicher, sozialer, religiöser, kultureller und politischer Gemeinschaft. Wie ist also – um einige der wichtigsten Fragen genauer zu nennen, um die es uns hier geht – der Zusammenhalt einer Gruppe der Intensität nach? Welche

Kräfte binden eigentlich die Menschen zu einer erkennbaren Gemeinschaft zusammen? Welche Stellung nehmen ihre Glieder ein und warum nehmen sie diese Stellung ein? Welches sind ihre Rechte und Pflichten? Welche Individuen sind besondere Träger und Stützen der Gemeinschaft und was macht sie dazu? Wie äußert sich das Leben dieser Gemeinschaften? Welche Wirkungen üben sie auf andere aus und wie ist überhaupt ihr funktionales Verhältnis zu anderen Gemeinschaften? Was halten andere Gemeinschaften von ihnen? Wie schätzen sie sich selber ein? Sind sie und empfinden sie sich als stabil und zukunftsträchtig? Oder können wir mehr oder minder lebhaft Umwandlungsprozesse feststellen im Sinne einer Weiter- oder einer Rückbildung, wie sie sich etwa in einem starken Selbstgefühl oder einer „Untergangsstimmung“ der Gruppe anzeigen können?

Hier soll ausdrücklich betont sein, daß die angedeuteten Fragen nicht die Fülle der Probleme erschöpfen können und wollen; sie dienen, wie es ja der Name dieses ganzen Vorhabens sagt, nur einer anregenden Wegweisung.

2. Wenn es wahr ist, daß Volkskultur nur auf dem Boden der Gemeinschaften wächst, somit also in ganz besonderem Maße und in sehr bestimmtem Sinne Gemeinschaftskultur ist, – wenn es demnach ferner das letzte Anliegen der Volkskunde ist, durch die Gegenstände zum Wesen der sie tragenden Gemeinschaften vorzustoßen, dann wird es auch wichtig sein, folgenden Gesichtspunkt zu beachten:

Jede Gemeinschaft besitzt ihre „Sonderkultur“ in dem Sinn, daß z. B. das Bauerntum sein Haus, seine Geräte seine Überlieferung und seine ihm (und nur ihm) eigene Denkweise, Vorstellungs- und Wertwelt hat. Dabei ist aber der Kornbauer ein anderer als der Weinbauer, das Großbauerntum ein anderes als das Klein- oder Arbeiterbauerntum; auch der Altbauer ist ein anderer als der Gäubauer. Gewiß sollen übergreifende Wesenszüge nicht geleugnet werden. Wir wollen aber bedenken, daß es zwar wohl berechtigt sein mag, von „dem Bauerntum“ zu sprechen, daß aber über solchen Abstraktionen die blutwarme Fülle der mannigfaltigen bedingten Besonderungen im wirklichen Leben des Volkes nicht vergessen werden darf.

3. Die Lebenskreise der einzelnen Gemeinschaften liegen niemals nebeneinander, sondern überlagern und verzahnen sich aufs mannigfaltigste. Jeder gehört ja gleichzeitig mehreren Gemeinschaften an: er ist Familienglied und Angehöriger einer Altersgemeinschaft; jeder ist zugleich in eine soziale, ständische, politische, religiöse Gemeinschaft, in eine Wirtschafts- und in eine Wohngemeinschaft bald fester bald loser eingeordnet. An deren kulturellem Leben nimmt jeder als mehr oder minder tonangebendes, mehr oder minder passiv-tragendes Glied teil. Allein schon daraus ergeben sich viele Fragen, die sich von Ort zu Ort, von jedem Gesichtspunkt aus anders ansehen.

4. Besonders liebevoller und eingehender Betrachtung bedarf gerade in unserem Zusammenhang die Flüchtlingsfrage. Unsere Neubürger bringen ja zunächst ihre angestammte gemeinschaftsgebundene Kulturüberlieferung mit. Dies natürlich schon in einer je nach den Gesetzen ihres einstigen Lebensraums und seines Volkschicksals lebendigen, starken oder geschwächten und verwaschenen Gestalt und Kraft; überdies auch nach den verschiedenen modelnden Einflüssen der „Wanderzeit“, die ja nicht immer nur zerstörerisch gewirkt hat. In der neuen Heimat verschmilzt ihr eigenes Lebensgut und ihre Art mit der Volkskultur der neuen Gemeinschaften, in die sie so oder so hineinwachsen. Die Fülle der hier aufstehenden Fragen ist schier unentwirrbar. „Volk in der Wandlung“ – es wird wohl noch viel brauchen, bis wir die Gesetze dieses Wandlungsprozesses zu erkennen vermögen. Wer vermöchte schon heute abzuwägen, welches Gewicht dabei den mehr äußeren Faktoren des Schicksals zukommt, was wir z. B. auf Rechnung der Geschlossenheit der Vertriebenenkreise, der Konfession, der inneren Selbstbeharrungskräfte, setzen müssen, oder was wir auf „stammestümliche“ Eigenarten zurückführen dürfen? Um so wichtiger ist die getreue Erfassung der Tatsachen, aus denen dann Berufene ein umfassendes Bild zeichnen können.

5. Überhaupt werden wir mehr als früher den Verschmelzungen verschiedener Lebenskreise und Gemeinschaften unser Augenmerk schenken müssen. Ist doch, um nur ein Beispiel zu nennen, jede Dorfgemeinschaft ein sich stetig wandelndes Gefüge einzelner Gemeinschaften; bildet sich doch das Dorfleben aus den Lebensregungen verschiedenartiger Lebenskreise. Heute mehr denn je! Das Gesicht auch nur einer einzigen Dorfgemeinde zu erkennen, ohne wenigstens die Frage zu untersuchen, welche Gemeinschaft in diesem lebendigen Geben und Nehmen führend sei, erscheint aber aussichtslos.

Als letztes Ziel der Volkskunde steht die Erkenntnis der übergeordneten Gemeinschaft des ganzen Volkes vor uns. Sie kann aber nur erlangt werden, wenn die einzelnen Gruppen, Schichten, Stände und Verbände in ihrer eigenen Gemeinschaftskultur erkannt werden und die Art ihrer gegenseitigen Verflechtung aufgezeigt wird.

Die Erläuterungen zu Kapitel XV werden in Nr. 5 fortgesetzt

Zum Gedächtnis an Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg in Eybach

Am 16. Mai starb Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg in Eybach im Alter von 76 Jahren. Er hat den Bund für Heimatschutz in Württemberg-Hohenzollern e. V. von

1922 bis 1939 als erster Vorsitzender geleitet. Da er in Eybach wohnte, war das einigermaßen erschwert, obwohl er lange Zeit in Stuttgart noch eine Wohnung besaß. So überließ er die fachliche Arbeit weithin und die Herausgabe des Schwäbischen Heimatbuches ausschließlich unserem unvergeßlichen Professor Felix Schuster. Doch leitete er die Vorstandsitzungen des Bundes und die jährlichen Mitgliederversammlungen in der ihm eigenen sachlichen und vornehmen Weise. Seine edle Persönlichkeit, seine Bescheidenheit und sein warmes Herz für unsere Heimat verfehlten ihre Wirkung nie. Die Vorstände des Landesamts für Denkmalpflege, der Staatlichen Stelle für Naturschutz, der Altertümer- und der Landeskunstsammlungen stellten ihm gerne als Beiratsmitglieder ihren Rat zur Verfügung, den er nicht selten auch durch persönliche Besuche einholte. In geschickter Weise trat er den Gleichschaltungsversuchen nach 1933 entgegen und erreichte, daß der Bund nicht der Arbeitsfront (Kraft durch Freude) eingegliedert wurde, sondern seine Selbständigkeit behielt (wenn auch gewisse Zugeständnisse unvermeidlich waren). Als Graf von Degenfeld seine Stuttgarter Wohnung aufgegeben hatte, sah er sich außerstande, die Leitung des Bundes beizubehalten. Er erklärte daher seinen Rücktritt. Der Reichsstatthalter setzte dann seinen Nachfolger ein, für den kein Anlaß bestand, die Aufgaben und Ziele des Bundes zu ändern. Die Stetigkeit der Arbeit blieb somit gewahrt, um so mehr, als die Mitwirkung des stellvertretenden Vorsitzenden und des bisherigen Beirats bestehen blieb. Graf von Degenfeld, der seinen Rat jederzeit zur Verfügung stellte, wurde zum Ehrenvorsitzenden des Bundes ernannt. Im Jahre 1947 übernahm er nochmals mit Zustimmung der Militärregierung die Stelle als erster Vorsitzender und ermöglichte auf diese Weise die Neubegründung des Bundes, der seine Geschäftsstelle in der Breiten Straße in Stuttgart durch den Bombenangriff vom 25./26. Juli mit allen Akten, der Bücherei und seinen Beständen an Heimatbüchern, Flugschriften und so weiter verloren hatte. Aus dem Nichts mußte daher der Wiederaufbau begonnen werden. Wir sind dem Entschlafenen für diesen geleisteten Dienst zu besonderem Dank verpflichtet.

Konrad Graf von Degenfeld-Schonburg war ein Edelmann von der Fußsohle bis zum Scheitel. Der Schwäbische Heimatbund wird seine Verdienste um den Heimatschutz und um den Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern nicht vergessen. Sein Geist wird weiterwirken. Das neue Gebäude des Schwäbischen Heimatbundes mit seinen erweiterten Zielen steht auf den Fundamenten, die er zusammen mit Professor Schuster geschaffen hat und die weder durch das Dritte Reich noch durch Brand und Bomben zerstört werden konnten, weil es nicht zu erschütternde geistige Fundamente sind.

Hans Schwenkel

Georg Wagner, *Rund um Hochbifen und Gottesackergebiet*. Eine Einführung in das Werden und Vergehen einer Alpenlandschaft. (Mit 41 Karten und Schnitten im Text und 141 Lichtbildern auf 80 Tafeln. Geb. DM 8.75. Hohenlohesche Buchhandlung Ferdinand Rau, Öhringen 1950). Geschildert ist die Erd- und Landschaftsgeschichte des Gebietes zwischen Iller und Bregenzer Aach. Das bestehende Schrifttum ist erschöpfend verwertet, die Darstellung beruht aber größtenteils auf jahrzehntelangen eigenen gründlichen Forschungen. Die Bilder stellen eine Auswahl des Besten aus 1800 eigenen Aufnahmen dar. Das umfassende wissenschaftliche Ergebnis ist in einer gedrängten und dennoch klaren anschaulichen Weise exakt und zuverlässig wiedergegeben. Zunächst werden die geologischen Schichten des Gebiets: Trias, Jura, Kreide, Flysch und Tertiär geschildert und dann ihre Lagerung in den verschiedenen Überschiebungsdecken – als Ausschnitt aus der Entstehungsgeschichte der Alpen – dargestellt. Dann folgt als besonders interessanter Abschnitt die Geschichte der Landschaft: Bergstürze, Eisarbeit, Gletscher, Terrassen und (mit besonderer Liebe verfolgt) die Verkarstung, die im Kalk des Gottesackergebiets zu den seltsamsten Auflösungsformen geführt hat; schließlich die Arbeit des fließenden Wassers. So entsteht vor dem geistigen Auge des Lesers ein lebendiges Bild dieser herrlichen Landschaften und des dramatischen Geschehens, das sich hier abspielte und das tagtäglich weitergeht. Unerschöpflich reich sind die Angaben über Einzelbeobachtungen, die im großen Zusammenhang gedeutet und vom Bergwanderer nur allzu oft übersehen oder nicht verstanden werden. So wird das Buch zugleich ein in dieser Art bisher nicht vorhandener Alpenführer, der das Gebirge wirklich verstehen lehrt.

Der Wasserschatz im Gesteinskörper Württembergs, von Professor Dr. Manfred Frank, Stuttgart. Mit vielen Tabellen, 31 Abbildungen im Text und auf 2 Beilagen, VIII, 252 Seiten. Format: 13×19,5 cm. Preis in Leinen gebunden DM 18.80. E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Erwin Nägele), Stuttgart W.

Nur ein bescheidener Bruchteil des in den Gesteinen enthaltenen Wassers ist oder wird aus den erstarrenden Schmelzflüssen der Tiefe ausgeschieden, das meiste Wasser stammt vom Himmel und ist letzten Endes Regen- und Schneewasser, das in die Gesteine eingedrungen ist, sei es unmittelbar aus der Luft oder mittelbar aus stehenden oder fließenden Gewässern. Die Gesteine haben eine ganz verschiedene Aufnahmefähigkeit für Wasser und teilen ihm auch je nach der eigenen Zusammensetzung verschiedenartige Stoffe in unterschiedlicher Menge mit. Beispielsweise kann das Wasser hart und weich, salz- oder gipsaltig und so weiter sein. Das von der Erdoberfläche aus in der Tiefe flächenhaft vorhandene Wasser insbesondere in Talkiesen nennt man Grundwasser. Dieses kann auch in Stockwerken auftreten, wenn die wasserführenden Schichten durch wasserstauende getrennt sind. In Kalkgebirgen spricht man von Karstwasser. Sogenannte Wasseradern sind meist untereinander verbunden und das Wasser darin stellt sich auf bestimmte Flächen ein. Wo das Grundwasser von der Erdoberfläche geschnitten wird, sind Quellhorizonte oder treten Einzelquellen aus. Nach diesen Linien oder Punkten bewegt sich das Grundwasser hin, es fließt mit verschiedenen Geschwindigkeiten. Je

größer das Einzugsgebiet einer Quelle und ihr Grundwasservorrat jeweils ist, desto reicher liefert sie Wasser, desto länger hält sie auch in Trockenzeiten durch. Das Wasser des Himmels, soweit es nicht oberflächlich abfließt, nimmt also seinen Weg ein Stück weit durch die Gesteinsschichten nahe der Erdoberfläche und kommt dann wieder zum Vorschein. Es wird dabei mehr oder weniger keimfrei. Je nachdem kann es sofort als Trinkwasser dienen oder muß es auf mechanischem und chemischem Weg gereinigt und keimfrei gemacht werden. Das Quellwasser reicht aber als Trinkwasser bei weitem nicht aus. Das Grundwasser muß künstlich angezapft, erbohrt und hochgepumpt werden. Hierfür sucht man Gesteine auf, die reichlich Wasser führen, wie zum Beispiel Talkiese. Darum ist es wichtig, die Wasserführung (Kapazität) der einzelnen Formationen zu kennen. Das neue Frank'sche Werk gibt in einem Allgemeinen Teil Auskunft über diese hydrologischen Grundbegriffe und Vorgänge, sowie über die Zusammensetzung der einzelnen Wasserarten und Quellen, die jeden Laien interessieren. Im Hauptteil werden systematisch die Schichten des Landes (Grundgebirge, Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Schwarzer, Brauner und Weißer Jura, Vulkanschlote, Tertiär, Diluvium, Talkiese) nach ihrer Wasserführung und ihrem Wasservorrat durchbehandelt, wobei die sogenannten Mineralwässer zum Beispiel von Stuttgart eine besonders sorgfältige Behandlung (unter Angabe von Analysen) erfahren. Jeder, der an Wasserfragen wissenschaftlich interessiert ist oder praktisch damit zu tun hat, wird erschöpfend unterrichtet. Nordwürttemberg (bes. Stuttgart) leidet an Trinkwasserknappheit. Die Möglichkeiten für die Erschließung neuer Wasservorräte im Untergrund schildert das Buch – auch an Hand von Profilen und Karten – sicherer als es die Wünschelrute vermag. Besonders aufschlußreich sind Kärtchen mit Höhenkurven über die Lage von Grundwasserströmen, zum Beispiel im Langenauer Ried (Landeswasserversorgung). Auch die so segensreiche Altwasserversorgung ist nicht vergessen. Man sieht: die Wissenschaft vom Wasser ist auch ein Stück Heimatkunde.

Felix von Hornstein, *Wald und Mensch*. Waldgeschichte des Alpenvorlandes Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. 300 Seiten im Hochformat 20×27 cm mit Kartenskizzen, 57 Abbildungen nach Originalen und Fotos auf 35 Kunstdrucktafeln, eine mehrfarbige Tafel und eine mehrfarbige Landkarte. Preis in Leinen DM 38.–. Otto Maier Verlag Ravensburg.

Da sich das Buch zu einem guten Teil auf das einstige schwäbisch-alemannische Stammesgebiet bezieht, darf darauf wohl auch in der „Schwäbischen Heimat“ hingewiesen werden. Der Verfasser widmet es „den Dichtern Adalbert Stifter und Gottfried Keller, den Geographen Albrecht Penck und Robert Gradmann, allen Lehrern wahrhaft naturnahen Waldbaues, meinen Freunden, den Leuten von Seldwyla, und anderen, allen Liebhabern des Alpenvorlandes, der Wälder, Tiere und Menschen“, woraus man schon versteht, daß der Verfasser weitesten Kreisen Einblick in die Wälder des Alpenvorlandes gewähren will und daß er sich nicht bloß an Forstleute wendet. Er schildert den jeweiligen Raumtypus der Wälder in seiner Naturverbundenheit, wie er sich in der Zeit unter dem Einfluß des Menschen gewandelt hat, wobei er auf Grund einer umfassenden Literatur eigene Beobachtungen in der Natur, Orts- und Flurnamen, ältere Karten und Bilder, die Pollenanalyse, die Pflanzensoziologie, Siedlungsgeschichte und Urkunden aller Art, forstliche Berichte und Forstgesetze mit verwertet. Der jewei-

lige Anteil der Weide- und Holznutzung, der Köhlerei und der Glashütten und schließlich der planmäßigen forstwirtschaftlichen Maßnahmen an den einzelnen Waldtypen wird klar herausgearbeitet. Das Prinzip der möglichen Naturnähe im funktionellen Ausgleich zwischen Natur und Wirtschaftstechnik soll in der Gegenwart maßgebend sein. Besonders wichtig ist ihm die Zurückführung naturferner und naturfremder Waldtypen in einen gesunden nachhaltigen Wirtschaftswald von heute. Die geographische Einleitung ist einwandfrei. Die Jagd ist kaum berührt, der Wohlfahrtswert des Waldes nur gestreift, die wiedergegebenen Bilder und alten Gemälde sind aufschlußreich und verschönern das wertvolle und gedankenreiche Werk.

Schwenkel

Veröffentlichungen der Württ. Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Heft 20, Preis DM 6.50. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Schwenkel und Prof. Dr. W. Zimmermann.

Das stattliche Heft mit 280 Seiten enthält erstmals in der Reihe die Beiträge der Ludwigsburger und der Tübinger Naturschutzstelle. Die rein wissenschaftlichen Arbeiten, die im zweiten Teil vorherrschen, haben Beziehungen zu Naturschutzfragen oder behandeln Naturschutzgebiete, so zum Beispiel das bedeutsame Häckler Ried (auch Dornachried genannt) durch Dr. Göttlich, Dr. h. c. R. Bertsch kommt in einer Untersuchung über den Nußbaum zu dem sehr beachtlichen Ergebnis, „daß es sich bei unseren Walnüssen um zwei Rassen handelt, eine großfrüchtige Walnuß, die aus dem Morgenland stammt, und eine kleinfrüchtige deutsche Nuß, die bei uns bodenständig ist. Die Römer haben uns wohl eine bessere Nußsorte vermittelt, nicht aber die Nußkultur überhaupt“. Mehrere Aufsätze beziehen sich auf Fragen der Landschaftspflege, wie Umlegung, Reklame, Ebensee, Bundesbahnen u. a. Einen tiefen Einblick in die umfassende und aufopferungsvolle Arbeit der beiden Stellen gewähren ihre Jahresberichte, aus denen man ersieht, daß besonders die landschaftlichen Fragen bei Technik und Wirtschaft mehr und mehr Verständnis finden, weil die Landschaftspflege in der Tat nicht bloß von kultureller, sondern von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist. In diesen Zusammenhang gehört auch die angewandte Vogelkunde unserer Ludwigsburger Vogelschutzwärte, über deren wissenschaftliche und praktische Arbeit Dr. Löhrl berichtet.

S.

Posthum – der Verfasser verstarb 1948 (vgl. Schwäbische Heimat 1950, S. 132) – erschien voriges Jahr der mit einem Vorwort von 1943 versehene Band „Geschichte der deutschen Zeichnung und Graphik“ (Verlag F. Bruckmann, München) von Otto Fischer als Ergänzung zu der 1942 in erster Auflage veröffentlichten „Geschichte der deutschen Malerei“. Wie nicht anders zu erwarten, ein nicht weniger erfreulicher Band sowohl durch die klare Gliederung des mit zahlreichen charakteristischen Abbildungen belegten Stoffes wie die ausgezeichneten Analysen eines der besten Stilisten, die wir besaßen. Die breite Berücksichtigung mittelalterlicher Miniaturen freilich, die doch eher zur Malerei zählen und schon in dem Band über Malerei behandelt wurden, ist nicht recht verständlich. Ebenso gehört das Aquarell seinem Wesen nach mehr zur Malerei. Es ist aber bezeichnend, daß unserer Zeit die Schwarzweißkunst nicht genügt und nach Auflockerung durch Farbiges verlangt wird.

Fischer tat gut daran, den Begriff des „Deutschen“ historisch zu fassen, das heißt auch die Dinge einzubeziehen, die im Rahmen des alten Deutschen Reichs in Österreich, vielleicht in Böhmen, in den Niederlanden und der Schweiz vor deren endgültigem Abfall am Ende des Dreißig-

jährigen Krieges entstanden. Das 15. und beginnende 16. Jahrhundert ist die Glanzzeit der Graphik, in der die Deutschen vor anderen Nationen exzellierten und die ihrem Wesen besonders entsprochen haben muß. In den Anfängen kommt Oberdeutschland große Bedeutung zu, denn hier ist höchstwahrscheinlich zuerst in Holz geschnitten und in Kupfer gestochen worden. Der wenig bekannte, wichtige Meister des Todes Mariae wird in den Südosten placiert, Spielkartenmeister, Meister E. S. und Schongauer seit langem in die Rheinecke. Die Herkunft des Hausbuchmeisters (aus der Bodenseeegend, wie F. annimmt), ist noch immer strittig. Auch den oberdeutschen und niederländischen Blockbüchern läßt F. Gerichtigkeit widerfahren. Das abgebildete Blatt aus der Ulmer „Ars moriendi“ verdient als Nachschnitt allerdings nicht die Reproduktion in dem großen Zusammenhang. Anschließend wird die oberdeutsche Buchillustration in ihrem Gegensatz zu der mittel- und niederdeutschen behandelt. Von den seltenen gotischen Zeichnungen sei das ausdrucksstarke Tiroler Johannes-Haupt der Münchner Staatsbibliothek hervorgehoben. Die Zeit der Inkunabeln erscheint uns heute nicht minder groß als die von Dürer, Cranach, Altdorfer, Baldung, Burgkmair, Holbein, Aldegrever, Lukas van Leyden, die alle Meister der gedruckten Graphik oder der Zeichnung waren. Kühn wirken in ihrer exzentrischen Erotik die Schweizer. Von Grünwald wird die erschütternde, von E. Baumeister im Louvre entdeckte „Mutter des Schönlitz“ abgebildet.

Von der Leistung des Barock, wo die Graphik in die Original- und Reproduktionsgraphik zerfällt, versucht F., mit gezeichneten und gedruckten Beispielen der Hauptmeister eine Vorstellung zu geben, die freilich die grandiosen Leistungen der Zeit in der sakralen Deckenmalerei kaum ahnen lassen. Man vermißt hier ganz besonders die Angaben der Technik und bei Reproduktionsgraphiken den Malernamen unter den Abbildungen. Leider ist Hans Ulrich Franck mit seiner Radierfolge aus dem Dreißigjährigen Krieg ganz unter den Tisch gefallen. Im bürgerlichen 19. Jahrhundert nehmen der Holzschnitt und die Radierung integrierende Stellungen ein. Der 1796 erfundene Steindruck erfährt einen steilen Anstieg. Einer seiner wichtigsten Vertreter, Wilhelm Reuter, hätte eine Abbildung verdient.

Bedauern wird man, daß die Gegenwart nicht berücksichtigt wurde, da F. gerade hier schon früh ein ungewöhnlich gutes Urteil bewies.

Musper

„Ulm und Oberschwaben, Zeitschrift für Geschichte und Kunst.“ Unter diesem Titel erschienen die Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben, Bd. 32; die Schriftleitung hatte Archivrat Dr. M. Huber. Etwa ein Drittel des Bandes nimmt die Arbeit von Hans Wentzel über Peter Hemmel von Andlau ein, der 1480 das Ratsfenster im Chor des Ulmer Münsters fertigte; ein Katalog der Werke dieses Meisters (u. a. in Bebenhausen, Ravensburg, Stuttgart, Tübingen, Urach) und nicht weniger als 24 Tafeln runden die ausgezeichneten Darlegungen ab. Von H. Wentzel abgelehnt als Werke des Peter Hemmel werden die Scheiben in Heilbronn, in Ingelfingen, Langenburg und Öhringen. Auch der Aufsatz über die Reichsstädte des Schwäbischen Kreises am Ende des alten Reiches von Karl Siegfried Bader wird über Ulm hinaus interessieren. Das Besprechungswesen steht auf beachtlicher Höhe (vgl. die Beiträge von K. O. Müller über ungedruckte Arbeiten zur Geschichte Ulms und Oberschwabens, von G. Nebinger über die historische Literatur aus Bayrisch Schwaben seit 1945 und von der Stadtbibliothek Ulm über Schriften zur Ortsgeschichte Oberschwabens).

Schabl

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 9 00 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1952

Die Jahreshauptversammlung des Schwäbischen Heimatbundes wurde am 21. und 22. Juni in Hechingen abgehalten. Sie wurde, wie im letzten Jahr, mit einer Tagung verbunden, die sich an die Öffentlichkeit wandte und im Anschluß an die letztjährige, dem „Wiederaufbau in Württemberg“ gewidmete, Tagung folgerichtig auf das Siedlungswesen der Gegenwart Bezug nahm. Sie erfreute sich der großzügigen Unterstützung und Förderung durch die Stadt Hechingen, die insofern mit besonderem Recht als Tagungsort gewählt worden war, als sie in vorbildlicher Weise daran gegangen ist, ihre gesamte Gemarkung nicht nur von industriellen und landwirtschaftlichen, sondern auch von sozialen Gesichtspunkten aus planmäßig um- und neuzuordnen. Voraus bemerkt sei, daß die Bedeutung der Tagung, bei der wichtige, mit dem Bild unserer Heimat in den künftigen Jahren zusammenhängende Fragen, so der Bodenreform, der Baulandumlegungen, der Flurbereinigung, der Siedlungsplanung und der Heimatvertriebenenfrage, erörtert wurden, einen Teil der Tagespresse nicht bewußt geworden zu sein scheint. Die Stuttgarter Zeitungen hatten allerdings am Tag der Berichterstattung den Fußballsieg des VfB gebührend zu würdigen. Eine ausführliche, gute Besprechung erschien im Tübinger Schwäbischen Tagblatt und den angeschlossenen Zeitungen.

Die Mitgliederversammlung wurde 15.20 Uhr in der Aula des Gymnasiums Hechingen, wo auch die Tagung samt der angeschlossenen Ausstellung von Plänen und Modellen stattfand, eröffnet. Als Vertreter Sr. Kgl. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen war dessen Bruder, S. Kgl. Hoheit Prinz Franz Josef von Hohenzollern-Sigmaringen, erschienen. Der Vereinsleiter, der die satzungsgemäß erfolgte Einberufung der Mitgliederversammlung feststellte, begrüßte die erschienenen Mitglieder und Gäste. Bürgermeister Bindereif entbot den Willkommensgruß der Zollernstadt, wobei er betonte, daß in der Wahl Hechingens als Ort für eine Tagung „Siedlung und Landschaft“ eine Anerkennung für das in Hechingen auf dem Gebiet des Siedlungsbaues Geleistete und eine besondere Aufmerksamkeit des früheren Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern erblickt werden dürfe. Prof. Dr. Schwenkel grüßte namens des Schwäbischen Albvereins und stellte fest, daß beide Vereine, sowohl der Schwäbische Heimatbund als auch der Schwäbische Albverein, ihre Notwendigkeit besitzen und nebeneinander zu wirken berufen seien. Da-

nach erstattete der Vereinsleiter den Tätigkeitsbericht, wobei er auf folgende Hauptanliegen des Bundes einging.

Die Außenorganisation des Bundes, so legte er dar, habe noch nicht die gewünschten Fortschritte gemacht; es zeige sich immer wieder, daß es schwer halte, Persönlichkeiten zu finden, die mit der Begeisterung für die Sache die Eignung und den Willen verbinden, aufbauend und werbend zu wirken, so daß Ortsgruppen mit selbständigem Leben entstehen. Der Mitgliederstand sei in langsamem, aber ständigem Steigen begriffen. Die Werbekraft unserer Veranstaltungen zeige sich wirksam. Ein Rundschreiben, das an sämtliche Bürgermeister von Württemberg und Hohenzollern gerichtet worden sei, um die Gemeinden als Mitglieder zu gewinnen, habe beachtlichen Erfolg gehabt. Leider habe der Tod dem Bunde auch im Berichtsjahr treue Mitglieder entrisen, unter denen der Verlust des Ehrenmitgliedes Prof. Dr. Karl Bohnenberger und des Ehrenvorsitzenden, des Herrn Konrad Grafen von Degenfeld-Schonburg, besonders schmerzlich sei.

Im weiteren Verlauf seines Berichtes unterbreitete der Vereinsleiter der Versammlung zwei Entschlüsse, von denen die eine ein Vorgehen des Bundes gegen die Auswüchse der Außenwerbung bei der Bundesbahn, die andere eine landesgesetzliche Regelung fordert, die das bisherige System der Einzelverbote durch ein allgemeines Verbot mit der Möglichkeit der Genehmigung von Ausnahmen ersetzt.

Wichtig war sodann die Stellungnahme zur Frage der Folgerungen, die der Schwäbische Heimatbund allenfalls aus der Bildung des Südweststaates zu ziehen haben wird. Hier wurde gesagt:

„Die Entstehung des Südweststaates stellt die schwäbische Heimatpflege vor wichtige und schwierige Fragen. Dem schwäbischen Stamm wird in besonderem Maß das Schicksal der politischen Zersplitterung beschieden:

Schwaben in Württemberg, Baden, Hohenzollern, in Elsaß, in der Nordschweiz, in Vorarlberg, in Bayern zwischen Iller und Lech! Nun sind die Grenzen zwischen Württemberg, Baden und Hohenzollern gefallen. Das sollte doch der Vereinheitlichung der schwäbischen Heimatpflege zustatten kommen. Aber wie die politische Entwicklung noch nicht über den unbefriedigenden vorläufigen Namen Baden-Württemberg, gegen den die Hohenzollern mit Recht protestieren, hinausgekommen ist, so ergeben sich auch auf unserem Gebiet Schwierigkeiten, „Bayern“ ist einerseits ein politischer –, andererseits ein Stammesbegriff; so war es möglich, in Bayern

eine das ganze Land umfassende Heimatorganisation unter dem einheitlichen Namen „Bayerische Heimat“ zu bilden, in der Schwaben, Franken und Bayern widerspruchslos vereinigt sind. Gleichartiges ist bei uns nicht möglich. Unser Bund, im Jahre 1909 als „Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern“ gegründet, will auch unter dem Namen „Schwäbischer Heimatbund“ die württembergischen Franken mitumfassen. Bei diesen ist zwar Widerspruch gegen den neuen Namen laut geworden, sie haben uns aber nicht den Rücken gekehrt. Obgleich sie einen eigenen starken historischen Verein für württembergisch Franken besitzen. In Baden gibt es eine „Badische Heimat“, deren Name also dem lediglich politischen Begriff Baden entnommen ist und deren Mitglieder, so viel bekannt, hauptsächlich dem nichtfränkischen südlichen Teil des Landes angehören. Eine den ganzen Südweststaat umfassende Organisation der Heimatpflege unter einem einheitlichen Namen nach dem Vorgang von Bayern wird bei dieser Sachlage insoweit nicht zu erhoffen sein, als nicht etwa der Südweststaat den Namen Schwaben bekommt. Dagegen scheint ein gemeinsamer „Schwäbischer Heimatbund“ für Württemberg, Hohenzollern und Südbaden nahezu liegen. Dem steht jedoch bedauerlicherweise der Umstand im Wege, daß in Baden den Namen „Alemannen“ und „Schwaben“ geschichtswidrig neue Begriffe untergeschoben worden sind, so als ob die Freiburger keine Schwaben und die Stuttgarter keine Alemannen wären. Vor einiger Zeit sprach sich ein gutgemeinter Aufruf von badischer Seite für eine „Alemannisch-schwäbische Kulturgemeinschaft“ aus. Jetzt schlägt Prof. Metz in Freiburg, der bekannte Vorkämpfer für den Südweststaat, in der Stuttgarter Zeitung vom 17. Juni einen „Schwäbisch-alemannischen Heimatbund“ und einen „Fränkisch-pfälzischen Heimatbund“ vor. Wie sollen wir uns dazu verhalten? Die einen werden sagen, obgleich die Unterscheidung zwischen Schwaben und Alemannen geschichtswidrig sei, erscheine eine Namensfrage minder wichtig gegenüber der Aufgabe des Zusammenschlusses. Andere werden einwenden, daß mit dieser Namensgebung etwas geschichtlich falsches als richtig anerkannt und verewigt werde und daß zwar Sprachunterschiede (nicht allgemeine Kulturunterschiede) zwischen dem „alemannischen“ Baden und dem „schwäbischen“ Württemberg bestehen, daß es aber an solchen Unterschieden auch nicht zwischen der Rauhen Alb und dem Rieß bei Bopfingen fehle. Sollen wir uns von unseren lieben Mitgliedern im württembergischen Frankenland lösen, zum Beispiel von Heilbronn, obgleich dort heutzutage vielleicht so viel schwäbisch wie fränkisch gesprochen wird? Es wäre für unseren Vorstand von Wert, wenn in der heutigen Mitgliederversammlung eine eingehende Aussprache hierüber stattfände.“

Die anschließende Aussprache bewegte sich zunächst um die beiden zu fassenden Entschlüsse, die einstimmig, ohne Enthaltung, angenommen wurden.

In der Frage einer Heimatorganisation im Südweststaat ergab sich, daß die Versammlung den Schwäbischen Hei-

matbund nicht in einen „schwäbisch-alemannischen“ Heimatbund, dem ein „fränkisch-pfälzischer“ zur Seite träte, übergeführt sehen möchte.

Nach dem Kassenbericht des Schatzmeisters und dem Prüfungsbericht des Kassenprüfers Schmückle erteilte die Versammlung ersterem Entlastung. Der Vorstand erhielt die Ermächtigung, Ehrenmitglieder mit nachträglicher Billigung durch die Mitgliederversammlung zu ernennen.

Die anschließenden Vorträge über das Thema „Siedlung und Landschaft“ waren gut besucht. Bürgermeister Binde-reif wies auf die Bedeutung hin, die der Gemeinde in Bezug auf Siedlungsbau und Raumgestaltung der Gemarkung zufällt. Die Verhältnisse lägen in Hechingen insofern günstig, als 38% von Grund und Boden Eigentum der Stadt seien, 25% der Fürstl. Hohenzollerischen Verwaltung gehörten. Besonders aufschlußreich war die Feststellung, daß 38 ha des landwirtschaftlichen Pachtlandes der Stadt im letzten Herbst nicht wieder verpachtet werden konnten. Auf der anderen Seite stehe die unverhältnismäßig große Zahl von Heimatvertriebenen; die Bevölkerung Hechingens sei von 5573 Einwohnern zu Beginn des letzten Krieges auf etwa 8000 gestiegen. Hierdurch sei eine über das Übliche hinausgehende Neuordnung des Gemeindegebietes auf dem Weg über ein Gutachten von Prof. Dr. Dr. Schiller, ebenso eine Neubearbeitung des Bebauungsplanes der Stadt durch Prof. Lie-decke und die Vorbereitung eines großzügigen sozialen Siedlungsbaues durch Reg.-Rat Völter nötig geworden.

In der Folge kamen die drei Genannten zum Wort. Prof. Dr. Dr. Schiller, der Direktor des Institutes für Agrarpolitik und Ernährungswirtschaft an der Landwirtschaftlichen Schule Hohenheim, sprach über „Zweckmäßige Neuordnung der Gemarkung einer ländlichen Stadt im Zusammenhang mit Siedlung, Bodenreform und Flurbereinigung“. Der Vortragende gestand, daß er die ästhetische Freude an der buntscheckigen Gemengelage der schwäbischen Fluren verstehen könne, daß er ferner die geschichtlichen Gründe hierfür (Realteilung) kenne, daß ihm aber als Vertreter der auf Nützlichkeit ausgehenden Landwirtschaftswissenschaft jener Anblick ein Greuel sei. Daß sich seine Planungen jedoch in vernünftigen Grenzen halten und er außer dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit auch den der sozialen Notwendigkeit kennt, wurde aus seinen Vorschlägen deutlich. Diese sind: 1. Wenn irgend möglich, sind die kleinen und kleinsten Grundflächen in Dorfnähe zusammenzufassen, 2. Dazu hin wird sich die Neugestaltung der Gemarkung nicht nur auf bodenreformerische Maßnahmen und Flurbereinigung erstrecken, sondern auf die Gestaltung der Siedlung selbst. Auflockerung des Hofraumes ist nötig, Aus-siedlung der größeren Anwesen mit Anbau am Rand der Gemarkung geboten. Hier darf übrigens auf die Verein-ödung des späten 18. Jahrhunderts in Oberschwaben und ihre überaus segensreichen Folgen hingewiesen werden. 3. Die Schwierigkeit der Einbeziehung des Besitzes der Nicht-Markgenossen in solche Planung muß durch deren

Ausdehnung auf mehrere Gemeinden behoben werden. 4. Im Hinblick auf die Heimatvertriebenenfrage gilt es, neue entwicklungsfähige Formen des landwirtschaftlichen Nebenerwerbs zu schaffen, wobei es sich nicht um die Erstellung von 1–3 ha großen Betrieben handeln kann, sondern nur um die Anlegung von mehr gärtnerischen Spezialkulturen. 5. In Verbindung damit steht die Einführung fortschrittlicher Produktionsmethoden, die, wie die Weinbergumlegung beweist, ohne genossenschaftliche Bewirtschaftung nicht möglich ist. Dies gilt vor allem auch für den Obstbau. 6. Aufforstungen, Anlegung von Windschutzstreifen zur Verbesserung des Kleinklimas und so weiter werden die Durchgestaltung der Gemarkung, in der sowohl den Bedürfnissen der Landwirtschaft als auch derjenigen der Sozial- und Bevölkerungspolitik Rechnung getragen wird, ergänzen. Der Vortragende wies auf Heft 1 der Schriftenreihe für Flurbereinigung, herausgegeben vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, hin, betitelt „Die Vorplanung der Flurbereinigung und Aussiedlung in der Gemarkung Hechingen“ von H. Röhm, P. Winterwerber und O. Schiller.

Prof. Liedeckes Ausführungen über „Siedlung und Städteplanung in der Kreisstadt Hechingen“ ließen erkennen, wie sehr den Vortragenden die Frage der Schaffung eines neuen, auf die derzeitigen Lebensumstände zugeschnittenen Bildes der Heimat bewegt. Mit den Worten „Grenzen“ und „Maße“ der Siedlung umriß er die hieraus sich ergebende städtebauliche Forderung näher. Hinsichtlich der Grenzen der Siedlung gelt es, die Bauten der Geländebewegung anzupassen (Gegenbeispiel: Stuttgarter Hangbebauung). Die Maße einer Siedlung seien letzten Endes durch den Menschen und seine Zwecke bestimmt. In Hechingen liege der Fall insofern einfach, als es keine Verkehrsfrage gebe, und zwar vor allem infolge der Umgehungsstraße. Damit sei auch hier die Altstadtfrage leichter lösbar, es komme darauf an, die allzugroße Verdichtung in der Stadtmitte zu lösen, und die Aussiedlung planmäßig zu betreiben. Siedlungsplanung sei ein wesentlicher Teil des Städtebaus der Gegenwart und als Ausdruck des „Ordnungswillens der Gemeinde“ zu begrüßen.

Regierungsrat Völter berichtete über „Die Nebenerwerbs-siedlung Hechingen, ein Beitrag zur Bodenreform“. Der Vortragende ging eingangs auf den Sinn bodenreformischer Bestrebungen und der Förderung von landwirtschaftlichen Nebenerwerbssiedlungen, vor allem im Zusammenhang mit der Lösung der Heimatvertriebenenfrage, ein. Man müsse davon ausgehen, daß aus der heute der Bundesrepublik zur Verfügung stehenden landwirtschaftlichen Nutzfläche von 13,5 Millionen ha nur 60–70% des Nahrungsmittelbedarfs gedeckt werden können. Dazuhin befinden sich unter den Heimatvertriebenen 294 000 ehemals selbständige, jetzt landlose Bauern. Vermittels der Bodenreform sei die Landbeschaffung von 4–500 000 ha – und dies bedeute die Neuschaffung von 30–35 000 Neubauernstellen – möglich; weitere 4 bis

500 000 ha könnten durch die Kultivierung von Mooren und so weiter gewonnen werden. Ein hervorragendes Mittel, entwurzelten Menschen eine eigene Scholle zu geben, sei dabei die Klein- und Nebenerwerbssiedlung von 5–6 a (mit zusätzlichem Pachtland nach Bedarf), wobei die Schaffung von Wohnraum und die Ermöglichung von Kleinviehhaltung zu berücksichtigen seien. Im ehemaligen Land Württemberg-Hohenzollern seien 500 solche Siedlungen geplant. In Hechingen seien heute 80 vorhanden. In spätestens drei Jahren sollen die Siedler Eigentümer werden. Die Lösung der sozialen Frage sei ohne solche Siedlungen nicht möglich. Von einer Eingliederung der Heimatvertriebenen könne nicht die Rede sein, bevor diese Miteigentümer an Grund und Boden unseres Heimatlandes geworden seien.

Der Sonntag begann mit einer Stadtführung von Direktor W. Baur, der die ältere Siedlungsgeschichte der Stadt beleuchtete. Hieran schloß sich eine von Bürgermeister Bindereif geleitete Führung durch die Siedlungen der Stadt, von denen sich die jüngeren Teile der Fasanensiedlung gut dem Gelände anpassen; die Zusammenordnung der Reihen- und der Einzelhäuser der älteren Teile zeigt manche Unstimmigkeiten, an denen man gelernt zu haben scheint (auch sind die älteren Reihenhäuser architektonisch nicht ganz einwandfrei gelöst, ebenso die der Weihersiedlung: vgl. die hühnerleiterartigen Treppchen). An die Besichtigung der Friedhofserweiterung von 1950 schloß sich die Fahrt auf die Burg Hohenzollern mit Führung durch Landeskonservator Genzmer, wobei vor allem die Michaelskapelle und das Hohenzollernmuseum gewürdigt wurden. Besonders interessant war es dabei, daß anscheinend die historisierende Stilrichtung des 19. Jahrhunderts ihrerseits historisch und denkmalpflegewürdig geworden ist. Nachmittags fuhr man nach Owingen, Gruol und Haigerloch, wo die Herren Baur, Genzmer und Prof. G. Weise führten.

Rückblick auf die Veranstaltungen der Monate Mai und Juni

Den Hauptteil der Veranstaltungen bestritten die Studien- und Lehrfahrten, die teils von Stuttgart aus, teils von auswärtigen Ortsgruppen veranstaltet wurden. Besonders rührig waren daran die Ortsgruppen Heilbronn, Kirchheim und Leonberg. Dazuhin fand in Aalen unter Anwesenheit des Vereinsleiters eine Mitgliederzusammenkunft mit einem Vortrag „Das Bauernhaus in unserer Heimat“ und in Nürtingen ein gut besuchter Abend mit Ehrung langjähriger Mitglieder durch den Vereinsleiter und einem Vortrag statt, in dem Dr. Schahl über „Das Gesicht der Stadt Nürtingen“ sprach, wobei die städtebauliche Entwicklung Nürtingens in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft besprochen und als Ausdruck der verschiedenen Zeitalter erklärt wurde. In Heilbronn veranstaltete der Ring politischer Jugend im Zusammenwirken mit dem Schwäbischen Heimatbund eine Feier-

stunde mit Otto Linck, wobei Dr. Schmidt-Weiß am Flügel und Erich Smutnik als Sprecher mitwirkten. Besonders angeregt verlief hier eine Mitgliederzusammenkunft, die der Frage des Wertes oder Unwertes in der Kunst gewidmet war und wobei Formfragen auf dem Gebiet der Architektur, Plastik und Malerei besprochen wurden.

Eine große Schar von Freunden und Verehrern des Seniors der württembergischen Altertumswissenschaft, unseres Vorstandsmitgliedes Prof. Dr. Goeßler, vereinte die von einer Reihe von Behörden und Vereinen, darunter auch dem Schwäbischen Heimatbund, veranstaltete Feier zu seinem 80. Geburtstag im Festsaal der Staatsbauschule, wobei außer Ministerpräsident Dr. Maier zahlreiche Vertreter staatlicher Behörden und Vereine ihre Glückwünsche überbrachten, denen der Gefeierte in einer Schlußansprache dankte. Der Vereinsleiter des Schwäbischen Heimatbundes überreichte ihm das mit einer besonderen Widmung versehene „Goeßler-Heft“ der „Schwäbischen Heimat“. Die Feier umrahmten Liedervorträge eines Männerchores des Schwäbischen Albvereins.

Studien- und Lehrfahrten des Schwäbischen Heimatbundes vom August bis Oktober 1952

Die Fahrten werden wie immer in Omnibussen unter der Leitung namhafter Heimatforscher und Wissenschaftler durchgeführt. Die Teilnahme ist allen Mitgliedern und – gegen einen Aufschlag von 10% – auch Nichtmitgliedern möglich. Die angegebenen Preise umfassen die Gebühren der Fahrt, Führung und Übernachtung mit Frühstück, ferner allenfalls anfallende Eintrittsgelder. Anmeldungen sind bindend und verpflichten zur Bezahlung der Fahrtkosten, wenn nicht mindestens 8 Tage vor Fahrtbeginn eine Absage gegeben wird. Abfahrt: Karlsplatz (beim Schloßplatz).

Sonntag, 17. August: Nachmittagsfahrt (Bahn) nach Winnenden (Stadt und Schloß Winnental mit ehemaliger Schloßkirche), Stuttgart ab 13.20 Uhr (Sonntagskarte). Keine Teilnehmergebühr.

Sonntag, 24. August: Hohenzollernfahrt, Reutlingen, Trochtelfingen, Hettingen, Heimentingen, Vehringsdorf, Bingen (mit Bittelschießer Täle), Laiz, Bitz. Führung: Landeskonservator Genzmer, Teilnehmergebühr DM 12.50, Abfahrt 6.30 Uhr.

Samstag/Sonntag, 6./7. September: Tauber- und Mainfahrt nach Adelsheim, Osterburken, Wölchingen, Königshofen, Gerlachsheim, Tauberbischofsheim, Wertheim (mit Übernachtung), Bronnbach, Külsheim, Walldürn, Buchen, Gundelsheim. Führung Dr. Kluge, Abfahrt 13.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 23.50.

Sonntag, 21. September, Fahrt „Oberer Kocher und Leintal“ nach Wasseraalfingen (M. Schaffneraltar), Fachsenfeld (Hermann Pleuer), Niederaalfingen („neuromanische“ Burg des 16. Jahrh.), Leinroden, Hohenstadt (Barockkirche und Schloß), Untergröningen (Schloß), Schechingen. Führung: Dr. Schahl. Abfahrt 7 Uhr. Teilnehmergebühr DM 8.–.

Sonntag, 5. Oktober: Fahrt nach Weinsberg mit Kernermuseum. Führung: Dr. A. Walzer. Abfahrt 9.30 Uhr. Teilnehmergebühr DM 6.–.

Sonntag, 19. Oktober, Herbstfahrt ins Remstal nach Korb, Buoch, Winterbach, Beutelsbach, Strümpfelbach usw. Führung: Dr. Schahl. Teilnehmergebühr DM 4.–.

„Oberschwäbische Tage“

Das genaue Programm der „Oberschwäbischen Tage“ vom 2.–6. August in Ochsenhausen ist erschienen und kann gegen Einsendung von DM –.50 von der Geschäftsstelle bezogen werden. Es enthält außer den Bedingungen der Teilnahme usw. die genaue Vortragsfolge bei allen Veranstaltungen, so den Orgelkonzerten von Prof. Nowakowski auf der Gablerorgel Ochsenhausen, der Eröffnungsfeier, die unter anderem das „Marianische Lob“ von Laurentius von Schnüffis bringt, und der Schlußfeier, die neben zahlreichen Gedichtvorträgen des 13.–20. Jahrhunderts Uraufführungen oberschwäbischer oder in Oberschwaben gespielter Orchester-, Chor- und Solostücke vorsieht. Die Ausstellung von Werken des Biberacher Malers Joh. Baptist Pflug wird von den Museen Stuttgart und Ulm beschickt werden und viele Bilder aus Biberachs städtischem und privatem Besitz bringen. Dr. A. Walzer wird im Rahmen von Führungen über oberschwäbisches Volkstum in den Bildern von Pflug sprechen, seinen Hauptvortrag jedoch, in Abänderung der ursprünglichen Anzeige, über „Das Oberschwäbische in der mittelalterlichen Plastik Oberschwabens“ halten.

Beiträge des Schwäbischen Heimatbundes

Für die Wiederherstellung der eingefallenen Schloßmauer in Kleiningersheim gab der Schwäbische Heimatbund im Monat Juni DM 500.–; für die Wiederherstellung des Besigheimer Tors in Gemmrigheim im gleichen Monat DM 250.–.

Justinus-Kerner-Haus in Weinsberg

Als Stadt der „Weibertreu“ und des guten Weines besuchen jährlich Tausende die Stadt Weinsberg. Aber nur ein kleiner Teil von ihnen findet den Weg zu einer Stätte, wie es deren nicht viele in Deutschland gibt. Als Justinus Kerner in Weinsberg wohnte (1818–1862), war sein Haus ein deutscher –, nicht nur ein schwäbischer

Kulturmittelpunkt. Im Zusammenwirken mit dem Justinus-Kerner-Verein, der von der Stadtverwaltung kräftig unterstützt wurde, hat Dr. Walzer vom Württembergischen Landesmuseum im Jahre 1951 in hingebungs- und pietätvoller Arbeit dem Hause, das durch den Sohn Theobald Kerner in seinem Äußeren wie in seiner Inneneinrichtung weithin umgestaltet war, wieder den schlichten, aber gehaltvollen Geist der früheren Zeit einzuhauchen verstanden. So ist ein Kleinmuseum entstanden, das dem Besucher den guten, lebensfrohen Menschen wie den volksnahen und zugleich als Betreuer der Seherin von Prevorst den tiefsten Geheimnissen menschlichen Wesens nachspürenden Arzt, den vielseitigen wissenschaftlichen Schriftsteller wie den Dichter unvergänglicher Verse aufs eindrucksvollste nahebringt. Die Phantasie des Besuchers, angeregt durch die alte Einrichtung, zum Beispiel des Arbeitszimmers mit dem rührend bescheidenen Schreibtisch, durch zahlreiche Bilder von Personen, die hier ein- und ausgingen, und vielerlei Erinnerungstücke, kann die Räume wieder mit der Gestalt des wunderbaren Mannes beleben, der hier gewohnt und gewirkt hat. Dieses Haus sollte ein Wallfahrtsort für alle Schwaben werden. Landschaftlich und geschichtlich bedeutsame Stätten wie die Weibertreu findet man auch an anderen weinfrohen Orten unserer engeren und weiteren Heimat, aber es gibt nur *ein* Justinus-Kerner-Haus.

A. N.

Reklame an den Autobahnen

In Nordbaden sind in 83 Flächen an Autobahnbrücken Reklametafeln angebracht.

Der Landesbezirksdirektor der Finanzen¹ in Karlsruhe hat *ohne Mitwirkung des Technischen Landesamts*, Abt. Autobahnen, Stuttgart, mit der Werbefirma Pichler und Casse in Mannheim einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge diese Werbefirma berechtigt ist, an den Außenwänden der Straßenüberführungen über die Autobahnen im Landesbezirk Baden durch von der Firma zu bestimmende Untermieter Werbeschilder und Werbeschriften anbringen zu lassen. Das Vertragsverhältnis hat am 1. April 1949 begonnen und endet am 31. März 1954. Die Werbefirma Pichler und Casse hat die 83 Flächen an verschiedene Untermieter, meist auf die Dauer von fünf Jahren, weitervermietet.

Die Jahresmiete für eine Fläche schwankt zwischen 1800 DM und 3500 DM. Die Hälfte der Gesamtmiete steht den Autobahnen zu.

¹ Der Landesbezirksdirektor der Finanzen ist damit aus der Reihe getanz. War er überhaupt zu dem Vertrag berechtigt? Nordwürttemberg hat nicht mitgemacht und hat damit ein besseres Beispiel gegeben als die Stadt Stuttgart mit ihrem Mercedesstern. Wir verlangen, daß der Vertrag des Landesfinanzdirektors aufgehoben, keinesfalls aber erneuert wird.

S.

Was soll mit der Dürnauer Kreuzgruppe geschehen?

Diese Frage drängt sich jedem Besucher des Friedhofs von Dürnai im Kreis Göppingen auf. Dort befindet sich in einem, wohl von einem ehemaligen Kerkerchristus das „Kerkerhäusle“ genannten Bau eine Steingruppe, bestehend aus einem schönen Gekreuzigten und den anbetenden Figuren eines Geharnischten und dessen zeitgenössisch gekleideter Frau in Lebensgröße. Die Dargestellten dürften dem Geschlecht der Züllnhart angehören, die zur Entstehungszeit der Gruppe, um 1600, in dem 1845 abgebrochenen, nur im Wirtschaftshof erhaltenen Schloß Dürnai wohnten. Der Standort der Bildwerke abseits am Ortsrand im umhegten Raum des Gottesackers hat nicht hindern können, daß sie bis in jüngste Zeit hinein mutwillig beschädigt wurden. Es scheint deshalb an der Zeit, sie vor weiterer Zerstörung zu schützen. Sowohl der bürgerlichen als auch der kirchlichen Gemeinde Dürnai fehlen aber die Mittel, um die Skulpturen herichten und etwa in der Kirche aufstellen zu lassen. Wenn sich kein Spender findet, so wäre wohl die Unterbringung im Heimatmuseum der Stadt Göppingen am ehesten zu befürworten, die den Vorteil der leichten Zugänglichkeit hätte. Im nahen Gammelshausen ist der Fußboden der Kapelle mit gemusterten, gebrannten Tonfliesen des 16. Jahrhunderts bedeckt; nur ein Teppich könnte diese vor dem weiteren Abgetretenwerden bewahren. Auch für diesen fand sich bisher kein Spender. Das Geld scheint in unserer Zeit seine eigenen Wege zu gehen.

Der Trümmerberg auf dem Birkenkopf über Stuttgart

erregt naturgemäß durch seine gewaltigen Ausmaße die allgemeine Aufmerksamkeit der Stuttgarter oder Besucher Stuttgarts, um so mehr, als hier ein Aussichtspunkt mit hervorragendem Blick über weite Teile unseres Landes im Entstehen begriffen ist. So sehr man sich über diese Tatsache freuen darf, erscheint doch Zurückhaltung gegenüber dem Eifer angezeigt, mit dem sich der „Volksmund“ einer Namensgebung für den neuen Berg widmet. Der, auch sprachlich unerfreuliche Name „Monte Scherbellino“ sollte sich nicht einbürgern. Wenn sich eine Stuttgarter Eisdiele „Fontanella“ nennt, kann uns das gleichgültig sein. Aber ein Berg im Herzen Schwabens darf keinen italienisierenden Namen tragen, zumal wenn es sich um eine entstellende Verwendung eines deutschen Wortes (vgl. den „Scherbelberg“ in Leipzig) handelt. Wir dürfen an die Stadtverwaltung Stuttgart die Bitte richten, diese Frage von Amts wegen in Behandlung zu nehmen.